

*Gymnasium*

# Neue Jahrbücher für deutsche Wissenschaft

Unter Mitwirkung von Heinrich Jilek und Reinhold Schirmer  
und in Gemeinschaft mit Ernst Wilmanns und Hermann Unger  
herausgegeben von  
Friedrich Knorr

## Inhalt:

L. Groß, Die Reichspolitik der Habsburger / R. Schefold, Archäologische Zeugnisse der griechischen Einwanderung. Mit 8 Abbildungen auf 2 Tafeln / A. Meyer, Das Theater der Nachkriegszeit in Frankreich in seinen Hauptvertretern. (Fortsetzung) / R. Trautmann, Vom slavischen Heldenlied / J. Müller, Der Lyriker Eduard Mörike / H. Oppermann, Neuordnung des höheren Schulwesens und Altertumswissenschaft — Wissenschaftliche Fachberichte: E. Wilmanns, Geschichte / J. Müller, Deutsch / H. Jilek, Der Osten



13. Jahrgang

1937

Heft 3

---

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Neue Jahrbücher für deutsche Wissenschaft

unter Mitwirkung von

Universitätsbibliothekar Dr. H. Jilek, Leipzig S3, Schenkendorfstraße 1

Universitätsbibliothekar Dr. Reinhold Schirmer, Leipzig C1, Floßplatz 35

und in Gemeinschaft mit

Oberstudiendirektor Dr. E. Wilmanns, Wuppertal-Barmen, Am Nordpark 13

Oberstudiendirektor Hermann Unger, Schleiz/Th., Reformrealgymnasium

herausgegeben von

Universitätsbibliothekar Dr. Friedrich Knorr, Leipzig C1, Floßplatz 35

Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin

---

1937. Jährlich 6 Hefte. — Preis für das Halbjahr *R.M.* 9.—, für den Jahrgang *R.M.* 18.—.

Einzelhefte können nur, soweit überzählig, geliefert werden.

Manuskripte sind an den Verlag W. G. Teubner, Leipzig C1, Postschloßfach 380,

zu richten. Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Rücksendung „eingeschrieben“ erfolgt nur, wenn entsprechendes Rückporto beigefügt ist.

Besprechungsexemplare sind nur an die Verlagsbuchhandlung zu senden.

---

## Mitarbeiter dieses Heftes:

Oberstaatsarchivar Professor Dr. Lothar Groß, Wien 1, Minoritenplatz 1, Haus, Hof-

und Staatsarchiv · Univ.-Bibliothekar Dr. Heinrich Jilek, Leipzig C1, Beethovenstr. 6 ·

Professor André Meyer, Reims, 42 rue J. J. Rousseau · Studienassessor Dr. Joachim

Müller, Leipzig C1, Schichtstr. 5 · Professor Dr. Hans Dyperrmann, Freiburg i. Br.,

Gottfriedstr. 3 · Dr. Karl Schefold, München 19, Über der Klause 4b · Professor Dr.

K. Trautmann, Leipzig, Ferd.-Rhode-Str. 17 · Oberstudiendirektor Dr. Ernst

Wilmanns, Wuppertal-Barmen, Parkstr. 13

---

Seit mehr als hundert Jahren haben sich die „Jahrbücher“ bemüht, der inneren Be-  
stimmung und der sachgemäßen Klärung der geistigen Aufgaben zu dienen, die sich aus  
dem vielfältigen Leben unseres Volkes ergaben. An dieser Bestimmung wollen sie auch heute  
in einem vertieften Sinne festhalten. Denn der durch den Nationalsozialismus bewirkte  
Wiederaufstieg unseres Volkes stellt auch an die geistige Arbeit neue Ansprüche. Zumal die  
Wissenschaft hat sich mehr als früher ihrer Abhängigkeit vom völkischen Schicksal und ihrer  
dienenden Funktion im Leben des Volkes bewußt zu sein. Das verpflichtet sie zu neuen  
Fragestellungen und fordert neue methodische Mittel. Hier sehen die Jahrbücher ihren Auf-  
gabenbereich. Sie hoffen gerade auch im Blick auf Universität und höhere Schule zum Ort einer  
wahrhaft lebendigen Begegnung aller derer zu werden, in deren Arbeiten, mögen sie auch  
auf den verschiedensten Gebieten liegen, der Quellpunkt sichtbar wird, von dem sie aus-  
gehen müssen und dem sie immer wieder dienstbar bleiben: der lebendige deutsche  
Mensch auf seinem Weg zu Volk und Reich.

---

Anzeigenrundpreis:  $\frac{1}{2}$  Seite *R.M.* 75.—, für Verleger und Unterrichtsanstalten ermäßigter Grundpreis:

$\frac{1}{2}$  Seite *R.M.* 67.50. Seitenteile entsprechend. — Anzeigenannahme: Anzeigenverwaltung Berthold Giese

S. m. b. H., Berlin W 57, Potsdamer Straße 76b, Fernsprecher: Pallas B 7, 4588. Postcheckkonto: Berlin Nr. 6028

Schon seit Jahren bemühen sich die „Jahrbücher“, die Bedeutung des Reichsgedankens für die neue Ausrichtung der geistigen Arbeit in Deutschland sichtbar zu machen. Sie versuchen in einer größeren Aufsatzreihe nicht nur seine geschichtliche Entwicklung, sondern auch seine Auswirkungen auf die Seelengeschichte unseres Volkes unter neuen Gesichtspunkten zu erhellen. In diesem Heft setzen wir die historische Erörterung fort mit einem Aufsatz von **Groß**-Wien, der die Reichspolitik der Habsburger seit dem Westfälischen Frieden im Überblick entwickelt.

Über archäologische Zeugnisse der griechischen Einwanderung berichtet **Schefold**-Basel unter Heranziehung neuen Materials.

**Meyer**-Reims beendet mit einem zweiten Aufsatz die Betrachtung des Französischen Theaters der Nachkriegszeit, von der er im Anschluß an die wichtigsten Dichter ein lebendiges Bild vermittelt.

Die große kulturelle und dichterische Bedeutung des slavischen Heldenliedes zeigt eindringlich die Arbeit von **Trautmann**-Leipzig.

In einer größeren Aufsatzreihe versuchen die „Jahrbücher“ den Grund für eine neue Bewertung der Dichtung des 19. Jahrhunderts zu legen — eine ebenso dringende wie bedeutsame Aufgabe. Die Arbeit von **Müller**-Leipzig legt die Bedeutung Mörikes und seines Werkes in diesem größeren Zusammenhang dar.

Die bildungspolitische Lage, vor allem im Blick auf den Lateinunterricht, beleuchtet **Oppermann**-Freiburg in seinem Problemaufsatz über die Ordnung des höheren Schulwesens und die Altertumswissenschaft.

Das Heft schließt mit den Berichten über Geschichte, Deutsche Dichtung und den Öfen.

n des alten  
rtet werden.  
flaggebender  
tstellung der  
Erbin Maria  
im Gegensatz  
z das Haus  
Erfolg seiner  
und bereitete  
es aber auch,  
Länder der  
eines Vaters  
che hatte seit  
age geboten.  
n Staat der  
ungsstreben,  
italienischem  
der Häuser  
in den auch

Grenzen des  
n entsprang,  
ffen führen.  
dem Reiche  
n worden<sup>1)</sup>,  
Kaisertums  
sprach, daß  
ie Sorge sei.  
denn je eine  
hspolitik im  
schärfer aus:  
Reiches be:  
astie tatsäch:  
icht der Pro:

Mittelalter in

# Ne für deu

Universitätsbibliothek  
Universitätsbibliothek

Oberstudiendirektor I  
Oberstudiendirektor S

Universitätsbibliothek  
Verlag

---

1937. Jährlich 6 Hefte.  
Einzelhe  
Manuskripte sind an  
zu richten. Für unverl  
Rücksendung „eingeschr  
Besprechungsber

---

Oberstaatsarchivar Prof  
und Staatsarchiv · Uni  
Professor André Mey  
Müller, Leipzig C 1, C  
Gottfriedstr. 3 · Dr. K  
R. Trautmann, L  
M

---

Seit mehr als hun  
sinnung und der  
dem vielfältigen Leben  
in einem vertieften Si  
Wiederauffstieg unseres  
Wissenschaft hat sich n  
dienenden Funktion in  
Fragestellungen und f  
gabenbereich. Sie hoffe  
wahrhaft lebendigen Z  
auf den verschiedenste  
gehen müssen und der  
Me

---

Anzeigengrundpreis: 1/4  
1/4 Seite RM 67.50. Seitent  
G. m. b. H., Berlin W 57, W

## Die Reichspolitik der Habsburger.

Von

**Lothar Groß.**

Die Reichspolitik der Habsburger in den letzten Jahrhunderten des alten Reiches muß von der europäischen Stellung des Hauses aus gewertet werden. Für diese aber war die Regierung Maximilians I. von ausschlaggebender Bedeutung. Er hat die Grundlagen zur europäischen Großmachtstellung der Dynastie geschaffen. Durch seine Heirat mit der burgundischen Erbin Maria gewann er jenes reiche, an den Westgrenzen Deutschlands gelegene, im Gegensatz zu Frankreich emporgekommene Staatsgebilde, mit dessen Besitz das Haus Österreich zu einer westeuropäischen Macht wurde; der ungeahnte Erfolg seiner Heiratspolitik brachte den Habsburgern die Kronen Spaniens ein und bereitete den Anfall Böhmens und Ungarns an sie vor. Maximilian gelang es aber auch, die gesamten, am Ende des Mittelalters zersplitterten deutschen Länder der „Herrschaft zu Österreich“ wieder zu vereinigen, nachdem er noch vor seines Vaters Tode die Wahl zum römischen Könige erreicht hatte. Auch im Reiche hatte seit Albrecht I. kein Habsburger mehr über eine ähnliche Machtgrundlage geboten. Mit Burgund jedoch erbt Habsburg auch den alten Gegensatz zum Staat der französischen Könige und zu dessen nach Osten gerichtetem Ausdehnungsstreben, mit den spanischen Ländern die spanisch-französische Rivalität auf italienischem Boden. Aus diesem Erbe ist der Jahrhunderte währende Kampf der Häuser Habsburg und Bourbon um die Vormacht in Europa entsprungen, in den auch das Reich zwangsläufig hineingezogen werden mußte.

Das Emporwachsen der habsburgischen Macht weit über die Grenzen des Imperiums hinaus, das naturgemäß zunächst dynastischen Motiven entsprang, mußte früher oder später zu Spannungen mit den Reichsinteressen führen. Indessen wäre es verfehlt, die Politik Maximilians schlecht hin als dem Reiche abträglich zu bezeichnen. Es ist mit Recht jüngst darauf hingewiesen worden<sup>1)</sup>, daß es dem Kaiser, der noch ganz von Gedanken mittelalterlichen Kaisertums erfüllt war, durchaus Ernst war, wenn er immer wieder davon sprach, daß „des heiligen Reiches und gemeiner Christenheit Nutz“ seine oberste Sorge sei. Ein Kaiser konnte zu einer erfolgreichen Politik damals weniger denn je eine starke Hausmacht entbehren. Wenn Maximilian in seiner Reichspolitik im ganzen erfolglos blieb, so lag dies weitgehend in dem sich immer schärfer ausprägenden Gegensatz zwischen dem Kaiser und den Ständen des Reiches begründet. Unter seinem Enkel Karl V., der erst alle Länder der Dynastie tatsächlich in seiner Hand zusammenfaßte, zeigte sich dann das volle Gewicht der Pro-

1) Vgl. Otto Brunner, Österreich, das Reich und der Osten im späteren Mittelalter in Nadler/Erbit, Österreichs Erbe und Sendung im deutschen Raum S. 83f.

bleme, die dem Hause aus dem reichen Erbe erwachsen waren.<sup>2)</sup> Karl V. war ganz erfüllt von dem alten Ideal des christlich-universalen und mittelalterlichen Imperiums, das sich mit einem sehr starken dynastischen Gefühl verband. Als Haupt seines Hauses glaubte er dem Weltreichsgedanken als einer von Gott gewollten Pflicht dienen zu müssen. Er war kein Deutscher, eher könnte man ihn als Burgunder, am besten vielleicht als übernationalen Menschen bezeichnen; dem deutschen Reich stand er fremd gegenüber, es hatte für ihn keinen Eigenwert, sondern nur als Grundlage seiner universalen Politik. Durch die Abtretung der österreichischen Erbländer an seinen Bruder Ferdinand schwächte er selbst diese Grundlage des habsburgischen Kaisertums und wurde der Begründer der zwei Linien seines Hauses.

Als weltlicher Führer der Christenheit betrachtete er die Wiederherstellung der Einheit des Glaubens als seine kaiserliche Aufgabe, um die geeinte Christenheit gegen das Europa in Gestalt des Osmanentums bedrohende Heidentum in den Kampf zu führen. Galt sein Kampf nach außen dem großen Rivalen Frankreich und der Osmanischen Macht, so nach innen den partikularen Kräften des deutschen Fürstentums, das die Verteidigung der neuen Glaubenslehre in weitem Maße zu seiner Sache gemacht hatte. Wohl gelang es dem Kaiser, dieses Fürstentum niederzuwerfen und in den ersten Jahren, die seinem Siege über den schmalkaldischen Bund folgten, schien es, als sollte er einer starken monarchischen Gewalt in Deutschland dauernde Grundlagen schaffen und die Erbllichkeit der römischen Kaiserwürde in seinem Hause durchsetzen. An der Unterschätzung des Selbstbehauptungswillens der deutschen Territorialfürsten, der Lebenskraft der neuen religiösen Strömungen wie der Widerstandskraft des französischen Staates, mit dem sich das deutsche partikulare Fürstentum verband, und an der Gegnerschaft des Papsttums ist Karls V. universales Kaisertum gescheitert. Seinem Bruder Ferdinand I. blieb es überlassen, mit den Anhängern des neuen Bekenntnisses im Augsburger Religionsfrieden von 1555 einen Ausgleich zu suchen. Dieser Friede war ein Kompromiß, das der Ermüdung der Gegner sein Zustandekommen verdankte, belastet mit dem bekannten Vorbehalt der Geislichen. Die geistlichen Fürstentümer waren auch weiterhin der Schauplatz ständiger Kämpfe. Der Reichstag von Augsburg hat es nicht vermocht, einen dauernden Frieden in religiösen Dingen zu schaffen.

Die Regierung Ferdinands I. und seiner Nachfolger stand im wesentlichen vor zwei großen Problemen: dem religiösen Gegensatz, der mit dem zwischen Ständen und Landesfürsten eng verknüpft erscheint, und der türkischen Gefahr. Ferdinand I., der den deutschen Fürsten persönlich weit näher stand als sein Bruder, war durch seine Hilfsbedürftigkeit im Osten zu ständigem Entgegenkommen im Reiche genötigt, sein Sohn Maximilian II., in seinem Innern protestantisch gesinnt, vermochte in seiner schwankenden Politik keine der Parteien

2) Zu den folgenden Ausführungen sei im allgemeinen auf Karl Brandt, *Deutsche Reformation und Gegenreformation* 2 Bde. verwiesen; vgl. jetzt auch Heinrich N. v. Srbik, *Deutsche Einheit. Idee und Wirklichkeit vom Heiligen Reich bis Königgrätz* 1, S. 38 ff.

zufrieden zu stellen und auf keinem Gebiete einen dauernden Erfolg zu erzielen. Auch unter seinem Sohne Rudolf II. blieben die großen Probleme ungelöst, die Bedrohung durch die Türken hatte zwar zunächst etwas nachgelassen, um gegen Ende des Jahrhunderts wieder größer zu werden, aber die konfessionellen Gegensätze spitzten sich zusehends schärfer zu, je größer die Erfolge der Gegenreformation wurden, denen gegenüber der Protestantismus an Macht verlor. An verschiedenen Stellen kam es zu offenen Konflikten, das Reich drohte, in eine Art von Auflösungszustand zu verfallen. Schon 1608, als der Reichstag, der den Religionsfrieden hätte erneuern sollen, gesprengt wurde, schien es, als ob der Krieg losbrechen sollte, doch erst zehn Jahre später nahm das Unheil, von Böhmen ausgehend, seinen Lauf. Der Erfolg der Heere des Kaisers unter Wallensteins Führung, der im Frühling 1629 in dem Frieden von Lübeck gipfelt, schien dem Kaiser einen vollen Sieg über die deutschen Protestanten zu sichern. Mit dem von Ferdinand II. erlassenen Restitutionsedikt, das die Protestanten auf den Stand des Jahres 1552 zurückwarf, schien das Ziel des Kaisers, die katholische Glaubenseinheit wieder aufzurichten und mit einer starken kaiserlichen Reichsgewalt zu verklammern, die Fürsten des Reiches sich wirklich unterzuordnen, in greifbare Nähe gerückt. Es kam indessen anders. Das Eingreifen Frankreichs und Schwedens, das Auftreten auch der katholischen Fürsten gegen Wallenstein und dessen Pläne führten eine tiefgreifende Wandlung der ganzen Lage herbei. Immer mehr wurde der Krieg, der als Religionskrieg begonnen hatte, zu einem Krieg auswärtiger Mächte gegen das Haus Habsburg, dessen Kosten das Reich zu tragen hatte, bis endlich der Friede von Münster und Osnabrück diese unheilvollsten Jahrzehnte deutscher Geschichte abschloß.

Der westfälische Friede, der das Reich politisch nahezu auflöste, war auch für die Stellung des Kaisers von einschneidender Bedeutung. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß die meisten Bestimmungen dieses Friedens nur die formalrechtliche Festlegung tatsächlicher Verhältnisse waren, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts unaufhaltsam entwickelt hatten, aber das den Reichsständen nun neben dem Besitz der vollen Landeshoheit (*droit de souveraineté*) ausdrücklich zugestandene Bündnisrecht, demzufolge sie unter sich und mit auswärtigen Staaten Bündnisse schließen konnten, sofern sie nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet waren, bildete eine ungeheure Erschwerung für jede auf die Stärkung der kaiserlichen Macht gerichtete Reichspolitik, um so mehr als jetzt ein reichsfremder Staat, das protestantische Schweden, mit wichtigen Territorien des Reiches Sitz und Stimme auf dem Reichstag erhielt und Frankreich, der alte Gegner des Hauses Österreich, im Reiche festen Fuß gefaßt hatte. Jeder Versuch des Kaisers zur Hebung seiner Macht mußte in Zukunft von vornherein mit der aktiven Gegnerschaft Frankreichs rechnen, Pläne, wie sie noch Ferdinand II. 1629 und 1630 nach dem Siege über die Protestanten hegte, mußten jetzt vollends als aussichtslos erscheinen.<sup>3)</sup>

3) Von einschlägigen Darstellungen der deutschen Geschichte seien hier etwa Bernh. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Reg.-Antritt Friedrichs

Diesem Wandel der Verhältnisse im Reiche steht gegenüber die Entwicklung, die sich in den letzten Jahrzehnten in den Erbländern der Habsburger im Sinne einer bewußten Absonderung vom übrigen Reiche vollzogen hatte. Die Ausbildung des landesfürstlichen Absolutismus, dem die Katastrophe der ständischen Gewalten in den Erbländern in den ersten Jahrzehnten des dreißigjährigen Kriegs die Bahn frei gemacht hatte, bewirkte, daß aus dem bisher nur lose verknüpften habsburgischen Länderbesitz ein wirkliches Staatsgebiet wurde. Seit Ferdinand II. wird man von einer österreichischen Staatsidee sprechen dürfen. In der Erziehung einer eigenen, von der kaiserlichen Reichshofkanzlei getrennten österreichischen Hofkanzlei, welche die „*jura und autoritas domus Austriacae*“ wahren sollte, findet diese Entwicklung ihren Ausdruck. Es war ein Schritt zur Loslösung vom Reiche; aber der Kaiser mußte sich in dem großen Kriege, in dem ihm so viele Reichsstände als Feinde gegenüber standen und er seine Hauptstütze in den Erbländern suchen mußte, ein Organ schaffen, das nicht wie die Reichshofkanzlei vom Erzkanzler des Reichs, dem Kurfürsten von Mainz, abhängig war, sondern ausschließlich zu seiner unbeschränkten Verfügung stand. So wünschenswert für den Kaiser diese Steigerung seiner auf die erbländischen Kräfte basierten Macht auch war, so bedeutete sie andererseits auch wieder eine Erschwerung der kaiserlichen Reichspolitik, da die Reichsstände darin immer wieder eine Gefahr für ihre Libertät erblickten.

Diese eben gekennzeichneten Tatsachen wird jede Beurteilung der kaiserlichen Reichspolitik in den letzten anderthalb Jahrhunderten des alten Reiches wohl berücksichtigen müssen. An einer zusammenfassenden Darstellung der Reichspolitik der Habsburger seit dem Westfälischen Frieden fehlt es ebenso wie an der Erforschung vieler einzelner Vorgänge. H. E. Feine hat dies vor einigen Jahren in einem Überblick über die Verfassungsentwicklung des heiligen römischen Reiches seit dem Westfälischen Frieden betont und es als erster unternommen, gewisse Hauptlinien der Reichspolitik seit Josef I. aufzuzeigen.<sup>4)</sup> Als der Versuch eines kurzen Überblicks über die kaiserliche Reichspolitik seit dem Westfälischen Frieden wollen die nachfolgenden Ausführungen gewertet sein.

Ferdinand III. stand nach dem Frieden von 1648 zwei Aufgaben im Reich gegenüber: der Durchführung des Friedensvertrags samt der Regelung der auf einen künftigen Reichstag vertagten Angelegenheiten und der Sicherung der Nachfolge seines Hauses auf dem Kaiserthron. Auf dem Ende 1652 nach Regensburg einberufenen Reichstag stützte sich der Kaiser auf die Kurfürsten, die unter Führung des Erzbischofs von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, seine Politik zu fördern bereit waren. Der Versuch, mit den Kurfürsten zu regieren, schien erfolgversprechend, er rief aber die Opposition der Fürstendank wach, die durch das Zusammengehen von Kaiser und Kurfürsten mißtrauisch wurde. Die Wahl Ferdinands IV. zum römischen König erreichte der Kaiser bereits am

b. Gr. I. Bd. u. Dsw. Redlich, Österreichs Großmachtbildung in der Zeit K. Leopolds I. (= Bd. 6 der Gesch. Österreichs) angeführt; vgl. ferner Heinr. N. v. Srbik, Deutsche Einheit I, S. 49 ff.

4) Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch. Bd. 52 Germ. Abt. 1932, S. 65.

31. Mai 1653, hingegen stießen seine Reformvorschläge am Reichstag auf heftige Widerstände, wiewohl es sich nicht um grundstürzende Verfassungsänderungen handelte, sondern eigentlich nur um wichtige Ergänzungen des Friedensvertrags.<sup>5)</sup> Zwar gelang es dem Kaiser, den Erlass einer Kammergerichtsordnung zu erreichen, aber schon in der Frage der neuen Reichshofratsordnung prallten die Gegensätze aufeinander. Ferdinand III. hatte im Friedensvertrag versprochen, so viele protestantische Reichshofräte zu ernennen, daß in bestimmten festgesetzten Fällen in der Zahl der Richter Religionsparität herrsche, sowie die Reichshofratsordnung der des Kammergerichts anzupassen. Der Kaiser war sich der Bedeutung des Reichshofrats, von dem er einmal gesagt hatte, er sei „fast das einzige Stück, welches wir noch de summo imperio übrig haben“, wohl bewußt. Sein Bestreben ging dahin, diesen Gerichtshof gemäß seinem höchsten Richteramt in ausschließlicher Abhängigkeit von sich zu erhalten und jeden ständischen Einfluß auszuschalten. Er zögerte daher nicht, über die Stände hinwegzugehen, und ließ im April 1654 ohne vorherige Prüfung durch diese eine neue Reichshofratsordnung publizieren, wogegen die Stände zwar protestierten, aber ohne damit irgendeinen Erfolg zu haben. Daß es dem Kaiser gelang, den Reichshofrat als sein persönliches Hofgericht zu erhalten, erwies sich in der Zukunft als für die kaiserliche Politik sehr wichtig. In der Judikatur dieses Gerichtshofes, vor dem auch wichtige territoriale Streitigkeiten verhandelt wurden, besaß das Kaisertum eine scharfe politische Waffe. Ferdinand III. vermochte ferner die Einführung einer Anzahl von Männern, die er in den Reichsfürstenstand erhoben hatte, in das Fürstenkollegium durchzusetzen. Da es sich dabei größtenteils um Angehörige des österreichischen Hofadels, um Vertrauensleute des Kaisers handelte, erblickten die Reichsstände in ihrem Mißtrauen darin die Gefahr einer Majorisierung durch verlässliche Anhänger des kaiserlichen Hauses und suchten einer solchen Möglichkeit durch den Beschluß, daß die Aufnahme der neuen Fürsten kein Präjudiz bilden sollte, vorzubeugen. Hingegen scheiterte der Kaiser vollkommen mit seinen Vorschlägen über die Majoritätsbeschlüsse in Reichssteuersachen. Das Streben des Kaisers, eine Entscheidung durchzudrücken, daß eine mit Stimmenmehrheit bewilligte Steuer für sämtliche Reichsstände verbindlich sein sollte, scheiterte nach bewegten Verhandlungen an der fürstlichen Opposition. So endete dieser letzte Reichstag alter Art ohne durchgreifenden Erfolg. Die Furcht der Reichsstände vor der wiederaufsteigenden Macht des Hauses Österreich ließ alle Versuche einer Konsolidierung der Reichsführung scheitern.

Wenige Monate nach der Vertagung des Reichstages starb der neugewählte König Ferdinand IV. und fast gleichzeitig gewann das französische Königtum nach Niederringung seiner inneren Widersacher volle Handlungsfreiheit. Zusammen mit Schweden tritt es in der wieder akut gewordenen Frage der Wahl des deutschen Königs allsogleich als maßgebende Macht in den Vordergrund. Nach dem Tode Ferdinands III., der die Wahl seines Sohnes Leopold nicht mehr hatte

5) Vgl. über den Reichstag A. v. Ruville, Die kaiserliche Politik auf dem Regensburger Reichstag v. 1653—1654.

durchsetzen können, galt es, die deutsche Krone gegen Frankreich und Schweden sowie die von ihnen beeinflussten Kurfürsten zu erkämpfen. Auch der Kurfürst von Mainz, mit dem sich die Beziehungen noch zu Lebzeiten Ferdinands III. getrübt hatten, trat zunächst nicht für Leopold ein. Er befürchtete Verwicklungen für das Reich wegen der Hilfe, die der Kaiser seinem spanischen Verwandten in dessen noch immer fortwährendem Krieg gegen Frankreich gewährte. Schließlich wurde jedoch Leopold am 18. Juli 1658 einstimmig gewählt, nachdem für einzelne Kurfürsten große Geldaufwendungen erfolgt waren und auch der Mainzer sich für ihn erklärt hatte. Allerdings mußte Leopold in seiner Wahlkapitulation Beschränkungen der kaiserlichen Macht sowie den sog. Assistenzartikel auf sich nehmen, der ihm und seinem Haus die Beteiligung am Kriege gegen Frankreich in Italien und Spanien untersagte. So mußte dieser Erfolg über die französische Politik mit neuen Einbußen der kaiserlichen Stellung im Reich bezahlt werden. Frankreich schuf sich noch zusätzliche Sicherheit im Rheinbund, der, unter Führung Johann Philipps von Mainz bald nach der Kaiserkrönung geschlossen, als Defensivbündnis zur Verteidigung des Westfälischen Friedens und zur Abwehr kaiserlicher Truppeneinzüge nach den Niederlanden gedacht war. Hatte Johann Philipp gehofft, als Führer des Rheinbundes zwischen Frankreich und Spanien vermitteln zu können, so sah er sich bald enttäuscht. Gerade Rheinbund und Assistenzartikel ermöglichten Frankreich den Abschluß des Pyrenäenfriedens mit dem nun isolierten Spanien im J. 1659. Er leitete so recht die Periode des französischen Übergewichts in Europa ein.

Unter dem Drucke Frankreichs und bald auch der wieder neu auftauchenden Türkengefahr mußte auch in den nächsten Jahrzehnten die ganze Politik Leopolds I. im Reiche stehen. Die Rivalität der Häuser Habsburg und Bourbon war von einem Hauptproblem beherrscht: dem Ringen um das spanische Erbe. Die wechselnden Phasen dieses Kampfes spiegeln sich in der Reichspolitik ebenso wider wie die Notwendigkeiten, die der Kampf mit dem Osmanenreich Kaiser Leopold auferlegte. Zunächst hatte der Kaiser gegen die Osmanen Erfolge. Wenn er dann trotz der siegreichen Schlachten von Leva und St. Gotthard den ungünstigen Frieden von Eisenburg mit der Pforte schloß, so war nicht so sehr die Erschöpfung seiner Erblände und die Unsicherheit der Hilfe aus dem so zerrissenen Reich die Ursache wie die allgemeine Lage Europas, mit anderen Worten die von Frankreich drohende Gefahr. Am kaiserlichen Hofe hatte man das Gefühl, einem unausbleiblichen Kampfe mit Frankreich entgegenzugehen. So trachtete man, wenigstens im Osten sich Rückenfreiheit, auch um den Preis eines ungünstigen Friedens, zu verschaffen. Nur wenige Jahre später setzte auch Ludwig XIV. zu seinem ersten Angriff auf das Haus Österreich und das Reich ein, indem er die den burgundischen Reichskreis bildenden spanischen Niederlande überfiel. Es war der Beginn eines nur durch kurze Pausen unterbrochenen jahrzehntelangen Ringens um die Vorherrschaft in Europa, dem die gesamte Politik des Kaisers untergeordnet wurde.

Schon der sog. Devolutionskrieg von 1668 erwies aufs neue die traurige Lage des Reiches. Der Regensburger Reichstag konnte sich auf kein Eingreifen einigen.

Unter solchen Voraussetzungen erscheint die schwankende und zaudernde Politik des Wiener Hofes verständlich. Nach dem geheimen Teilungsvertrag über das spanische Erbe, den man am Kaiserhofe bald als einen Fehlgriff erkannte, erfolgte wieder eine Annäherung an die in der Tripelallianz verbündeten Gegner Ludwigs XIV., die wiederum von dem geheimen Neutralitätsvertrag von 1671 abgelöst wurde, in dem sich der Kaiser in dem bevorstehenden Krieg Frankreichs gegen die Generalstaaten zur Neutralität verpflichtete, wenn das Reich und die spanische Monarchie vom Kriege unberührt blieben. Die dem Angriff auf die Niederlande vorausgehende Eroberung des Herzogtums Lothringen verhinderte der Kaiser ebensowenig wie jene Reichsfürsten, die unter der Führung des Kurierkanzlers durch den Versuch einer neuen freien Föderation die Ohnmacht des Reiches zu beheben suchten, ein Programm, das niemand anderer als Leibniz in seiner Schrift über die Securitat des Reiches ausführlich darlegte, das aber bei den gegebenen Machtverhältnissen keine Aussicht auf wirklichen Erfolg hatte. Es war auch weiterhin Ludwig XIV., der Kaiser und Reich das Gesetz des Handelns vorschrieb. Rastete sich der Reichstag auch 1674 zur Erklärung des Reichskrieges gegen Frankreich auf, nachdem der Kaiser vorangegangen war, so endete dieser Kampf doch unglücklich mit dem unrühmlichen Frieden von Nymwegen (1679). Auch jetzt hatten wieder zwei Momente den Kaiser bestimmt, die Waffen niederzulegen: die Sorge vor einem neuen Türkenkrieg und vor der Revolution in Ungarn sowie die Haltung einiger der mächtigen Reichsfürsten. Leopolds große Passivität in der Reichspolitik war so zum guten Teil in der europäischen Gesamtsituation begründet.

Die dem Frieden von Nymwegen folgenden unter dem Namen der Reunionen bekannten Gewalttaten Ludwigs XIV. gegen das Reich, vor allem der Raub der alten Reichsstadt Straßburg bedeuteten zweifellos einen Wendepunkt in der kaiserlichen Politik. Noch vor der Wegnahme Straßburgs ergriff der Kaiser am Reichstag die Initiative und beantragte, wegen der drohenden Gefahren die Beratung der Reichskriegsverfassung wieder aufzunehmen. Der Antrag zielte auf die Errichtung eines stehenden Reichsheeres, für das die Kreisverfassung die Grundlage, auch in finanzieller Hinsicht, abgeben sollte. In der Tat gelang es, einen entsprechenden Reichsbeschlu durchzusetzen, der zweifellos einen entschiedenen Erfolg der kaiserlichen Politik im Interesse des gesamten Reiches bedeutete. Wenn auch die Ausnutzung der deutschen Wehrkraft sich weiterhin in erster Linie in den Bahnen des Ausbaues der Armeen der mächtigeren Reichsfürsten bewegte, so hat sich doch die neue Organisation gerade in den am meisten gefährdeten „borderen“ Reichstreifen als segensreich erwiesen. Am 10. Juni 1682 wurde die Laxenburger Allianz zwischen den Ständen des fränkischen und oberrheinischen Kreises und dem Kaiser abgeschlossen. Da der Kaiser andererseits schon im Herbst 1681 dem zwischen den Generalstaaten und Schweden zwecks Aufrechterhaltung des Nymwegener und Westfälischen Friedens mit deutlicher Spitze gegen Frankreich geschlossenen Assoziationsstraktat beigetreten war, zeigten sich jetzt endlich Möglichkeiten für ein energisches Auftreten gegen die französische Eroberungs-

politik. In Wien war man damals zweifellos für einen Krieg gegen Ludwig XIV. Mehr noch als die Besetzung von Straßburg hatte den Kaiser die am gleichen Tage erfolgte Einnahme der so wichtigen Po-Festung Casale durch Ludwigs Truppen in Besorgnis versetzt. Allen nach Westen gerichteten Plänen des Kaiserhofes machte jedoch der 1683 ausbrechende neue Türkenkrieg zunächst ein Ende. Hatte Ludwig XIV. gehofft, daß eine Niederlage des Kaisers ihm die Bahn zur endgültigen Niederwerfung des Hauses Österreich freimachen werde, so sah er sich bitter enttäuscht, das Jahr 1683 mit der Befreiung Wiens und der folgende siegreiche Türkenkrieg leitete die österreichische Großmachtentwicklung ein. Zunächst errang allerdings Ludwig XIV. mit der Eroberung der so wichtigen Festung Luxemburg noch einen neuen Sieg über Spanien so gut wie über das Reich. Der Kaiser geriet ohne Zweifel in eine schwere Pflichtenkollision. Als Oberhaupt des Reiches war seine Aufgabe, die Grenzlande gegen Frankreich zu schützen und wo möglich die Eroberungen Ludwigs XIV. rückgängig zu machen. Zum Kampf gegen Frankreich drängte auch Spanien, das sich seit Dezember 1683 wieder im Kriegszustand mit Ludwig befand. Andererseits forderten die auf Wiedergewinnung der ungarischen Länder gerichteten Ziele der habsburgischen Politik gebieterisch die Fortsetzung des Türkenkrieges. Zur Fortführung des Kampfes gegen den Feind der Christenheit drängte auch Papst Innozenz XI., der kein Verständnis für das Schicksal des Reiches hatte. Es fehlte am Wiener Hofe nicht an Stimmen, die einen Zweifrontenkrieg für möglich hielten und für seine Führung eintraten, aber Leopold konnte sich zu diesem Wagnis nicht entschließen. Wenn er sich für den Frieden mit Frankreich unter Preisgabe der Reichsgebiete entschloß, mag dafür neben dem österreichischen Staatsinteresse auch die Erwägung maßgebend gewesen sein, daß der Kurfürst von Brandenburg in seiner Verbitterung über den Rymwegener Frieden immer noch in enger Verbindung mit Frankreich stand und die Kriegsbereitschaft anderer Reichsfürsten auch nicht unbestritten war. Diese Tatsachen wird man sich bei dem Urteil über Leopolds Politik, die kürzlich scharfe Verurteilung gefunden hat<sup>6)</sup>, gegenwärtig halten müssen. Es war angesichts der ganzen Lage der Dinge ein sehr problematischer Trost, daß für den Frieden mit Frankreich die Form eines zwanzigjährigen Waffenstillstands gewählt wurde, der am 15. August 1684 zu Regensburg geschlossen wurde. Die Hoffnung des Wiener Hofes, einen Doppelkrieg zu vermeiden, erwies sich jedoch als trügerisch. Der neue Angriff Ludwigs XIV. auf das Reich im Jahre 1688, hervorgerufen durch die Erkenntnis des ungeheuren Machtzuwaches, den der österreichische Staat der Habsburger in den letzten siegreichen Kämpfen gegen die Türken errungen hatte, ließ dem Kaiser diesmal keinen anderen Weg mehr offen: am 3. April 1689 erklärten Kaiser und Reich trotz der Fortdauer des Türkenkrieges an Ludwig XIV. den Krieg. Deutschland stand diesmal in bisher unbekannter Einigkeit gegen Ludwig XIV. auf. Der König hatte den Bogen überspannt und sah sich bald einer europäischen Koalition gegenüber. Die Streiße

6) Michael Strich, Das Kurhaus Bayern im Zeitalter Ludwigs XIV. und die europäischen Mächte 2. Bd. S. 556ff.

rung des kaiserlichen Ansehens wirkte sich auch in der Reichspolitik sehr bald aus. Mit Hilfe der Seemächte gelang es diesmal überraschend schnell, trotz des jugendlichen Alters des Erzherzogs Josef, die Kurfürsten für seine Wahl zu gewinnen. Schon am 24. Jänner 1690 konnte zu Augsburg die Wahl Josefs erfolgen. Die gesteigerte Machtstellung des Kaisers wirkte sich auch noch in einer anderen Reichsangelegenheit aus, in der Schaffung der neunten Kurwürde für das Haus Hannover. Der Kaiser, den die Sorge antrieb, Ernst August von Hannover könnte sich an die Spitze einer „dritten Partei“ im Reiche stellen, wenn sein Wunsch nach dem Kurhut unbefriedigt blieb, ging in der ganzen Sache mit ebenso großer — wie bei ihm ganz ungewohnter — Raschheit wie Selbstherrlichkeit vor und stellte Kurkollegium und Fürstenrat vor vollendete Tatsachen. Der weitere Verlauf des Krieges und vollends der Friede von Ryswick, der ihn am 30. Oktober 1697 beendigte, entsprachen keineswegs den Hoffnungen, zu denen die Erfolge der ersten Jahre berechtigten. Kaiser und Reich mußten schließlich einen Friedensvertrag annehmen, der das geraubte Straßburg Ludwig XIV. überließ und der mit jener unglücklichen sog. Ryswicker Klausel belastet war, die zwar den katholischen Interessen erwünscht scheinen mochte, in den folgenden Jahrzehnten aber immer aufs neue schwere Streitigkeiten unter den Reichsständen hervorrufen sollte.

Der Ryswicker Friede hatte nur kurzen Bestand. Schon drei Jahre später stand man am Beginn jenes europäischen Krieges, der als der spanische Erbfolgekrieg bezeichnet zu werden pflegt. Im Bündnis mit den beiden Seemächten nahm der Kaiser den Kampf um die spanische Monarchie auf, und das Reich folgte dem Kaiser, wenn auch nicht mehr in gleicher Einmütigkeit wie 1689, da der Wittelsbacher Max Emanuel von Bayern und dessen Bruder Joseph Clemens von Köln auf die Seite Ludwigs XIV. traten. Als sich im schwäbischen und fränkischen Kreis Ansätze zur Bildung einer bewaffneten Neutralität zum Zwecke der eigenen Sicherheit zeigten, wußte der Kaiser sich in diese Assoziation einzuschalten, indem er ihr selbst für den österreichischen Kreis beitrug, der ober- und kurrheinische Kreis schlossen sich gleichfalls an, und am 20. März 1702 wurde zu Nördlingen die „Assoziation der fünf vorderen Reichskreise“ vollzogen, nachdem es dem Kaiser schon vorher gelungen war, auch den Kurfürsten von Mainz, der längere Zeit geschwankt hatte, zum Krieg an seiner Seite zu bewegen.<sup>7)</sup> Es ist charakteristisch für die Stärkung, die die kaiserliche Machtposition in den letzten Jahrzehnten durch die Bildung einer österreichischen Großmacht erfahren hatte, daß der Kaiser das Reich in einem Krieg an seiner Seite zu halten vermochte, der in erster Linie doch den dynastischen und weltpolitischen Plänen des Hauses Habsburg diente.

Diese Tatsache kam auch in der ganzen kaiserlichen Reichspolitik zur Auswirkung. Es trat noch ein persönliches Moment hinzu. Josef I., der 1705 Leopold I. folgte, war erfüllt von dem Wunsche, die kaiserliche Autorität im Reiche von neuem zur Geltung zu bringen, er wurde in diesem Streben von seinen Rat-

<sup>7)</sup> Vgl. dazu L. v. Borodajkewycz, Kaiser und Erzkanzler bei Beginn des spanischen Erbfolgekrieges. Histor. Blätter 7, S. 117 ff.

gubern, vor allem von dem Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn<sup>8)</sup> bestärkt. War der Reichspatriotismus Schönborns auch keineswegs frei von eigensüchtigen Motiven und familiären Interessen, so war es ihm doch sicher insoweit Ernst damit, als angesichts des Erstarkens der großen fürstlichen Territorialstaaten im Reiche, vor allen anderen Preußens und Hannovers, den kleineren Fürsten nur ein enger Anschluß an den Kaiser als der richtige Weg zur Selbstbehauptung erschien. So setzte unter Josef I. auf den verschiedensten Gebieten der Reichspolitik und der Rechtspflege im Reiche eine „kaiserliche Reaktion“ ein<sup>9)</sup>, die in gewissem Maße auch noch unter seinem Nachfolger Karl VI. fort dauerte, unter dem sich dann allerdings bereits ein grundsätzlicher Wandel in der Stellung des Kaisers zum Reich anbahnt. Die Reichspolitik Josefs I. und auch noch Karls VI. ist enge mit der Persönlichkeit Schönborns verknüpft, der in jahrzehntelangem Kampf mit den meisten der anderen Ratgeber des Kaisers seine Anschauungen durchzusetzen vermochte, bis, schon geraume Zeit vor seinem endgültigen Rücktritt im Jahre 1734, die von ihm geleitete Reichskanzlei durch die österreichische Hofkanzlei ganz in den Hintergrund gedrängt wird und jene Minister siegreich blieben, die das österreichische Staatsinteresse auch in der Reichspolitik allen anderen Erwägungen voranstellten.

Für die Reichspolitik Josefs I. ist sein Vorgehen gegen den Papst charakteristisch. Schon durch den Verzicht auf die Entsendung der üblichen Obedienzgesandtschaft an den Papst kündigte sich die hohe Auffassung, die der junge Monarch von seiner kaiserlichen Würde hatte, an. Der Kaiser ging aber in seiner Politik noch einen Schritt weiter, er scheute sich nicht, offen gegen den Papst aufzutreten. Josef, möglicherweise beeinflusst durch eine in ihren Tendenzen gegen den römischen Hof und dessen bourbonenfreundliche Politik gerichtete Schrift, wußte wohl zu unterscheiden zwischen dem Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche und als Fürst eines italienischen Staates, der unfreundlich, um nicht zu sagen feindlich der eben aufgerichteten Herrschaft Habsburgs in den italienischen Ländern der spanischen Monarchie entgegentrat.<sup>10)</sup> Im Interesse des Ausbaues der eben gewonnenen italienischen Machtposition seines Hauses griff Josef I. gerne auf alte Reichsrechte zurück, wie er auch gegen den mit Frankreich verbündeten Herzog von Mantua und den Fürsten von Mirandula die alte Reichsacht zur Geltung brachte, durch die sie ihrer Länder verlustig wurden. So gebrauchte er auch gegen Clemens XI. ähnliche Waffen, indem er im Mai 1708 die zum Kirchenstaat gehörige Festung Comacchio als altes Reichslehen durch seine Truppen besetzen ließ, das Recht des Papstes auf Ferrara bestritt und auch die alte Streiffrage, ob Parma und Piacenza kaiserliche oder päpstliche Lehen seien, wieder aufrollte. Der Ent-

8) Hugo Hantsch, Reichsvizekanzler Friedrich Karl Graf von Schönborn (1674—1746). Einige Kapitel zur polit. Geschichte Kaiser Josefs I. und Karls VI.

9) Feine aD. S. 79 ff.

10) Vgl. über diesen Konflikt jetzt Hans Kramer, Habsburg und Rom i. d. J. 1708—1709 (Publikationen des österr. hist. Inst. i. Rom Bd. 3), ferner Werner Keese, Das Ringen um Frieden und Sicherheit in den Entscheidungsjahren des spanischen Erbfolgekrieges 1708—1709, S. 22 ff.

schluß Clemens' XI. zu bewaffnetem Widerstand führte zum Krieg zwischen Kaiser und Papst, einem seit Jahrhunderten unerhörten Ereignis.

Josefs deutsche Politik wird durch sein Vorgehen gegen Bayern beleuchtet. Am 29. April 1706 war in der Wiener Hofburg die Reichsacht über Max Emanuel feierlich ausgesprochen worden. Der Kaiser, der zu diesem Schritt die Zustimmung des Kurfürstenkollegs eingeholt hatte, plante eine dauernde Erwerbung der bayerischen Länder, wohl in der Form einer Belehnung des Hauses Habsburg. Eine Verbindung der österreichischen Länder mit Bayern hätte für die deutsche Stellung des Hauses Habsburg und für das Kaisertum im Reich eine ungeheure Bedeutung gehabt. Der Plan konnte nicht zur Ausführung kommen, der Widerstand dagegen war allgemein. Max Emanuel erhielt nach dem spanischen Erbfolgekrieg sein Land und die Kurwürde zurück. Der Gedanke der Erwerbung Bayerns war damit aber nicht aufgegeben, er sollte noch mehrmals, wenn auch in anderer Form, die Staatskanzleien ernsthaft beschäftigen. Josefs I. starke Betonung kaiserlicher Autorität und kaiserlicher Gerechtsame äußerte sich aber auch im Verfassungs- und Rechtsleben des Reiches in vielfachen Formen.<sup>11)</sup> Mit besonderer Schärfe trat der Kaiser mehrmals am Reichstag auf, dessen Auflösung man 1706 nach Beendigung des Erbfolgekrieges in Erwähnung zog.<sup>12)</sup> Wie gegen den Reichstag so wandte sich Josef I., wenn es ihm notwendig erschien, auch gegen die Reichskreise. 1710 wußte er durch Drohungen die Bündnispläne der vorderen Reichskreise mit den Generalstaaten zu vereiteln.<sup>13)</sup> Mit besonderer Deutlichkeit zeigt sich die autoritative Politik des Kaisers im Reichsjustizwesen. Das Reichskammergericht hatte einen großen Teil seiner alten Bedeutung verloren, während der ganz vom Kaiser abhängige Reichshofrat stark emporstieg. Überdies wurde der vorherrschende Einfluß der Stände auf das Reichskammergericht durch die Kammergerichtsvisitation von 1707—1713, die der Kaiser im Einvernehmen mit dem Reichstag zustande brachte, stark herabgedrückt.<sup>14)</sup> Dies stärkte die Stellung des Reichshofrates wesentlich und die Zahl der Prozesse am Reichskammergericht ging ständig zurück. Des Reichshofrates bediente sich auch der Kaiser gegen verschiedene Reichsstände. Am auffallendsten sind vielleicht die Eingriffe der kaiserlichen Macht in das innere Leben der Reichsstädte. Ihnen war ein gewisses Reichsgefühl erhalten geblieben, das teilweise wohl auch ihrer geringen Widerstandsfähigkeit gegen ihre mächtigen fürstlichen Nachbarn entsprang, sie waren auf den Schutz des Kaisers angewiesen. Die Städte stellten übrigens dem Kaiser in ihren Jahressteuern ganz ansehnliche Summen zur Verfügung. Das Eingreifen des Kaisers in die Angelegenheiten der Reichsstädte ist auch für das XVII. Jahrh. oft nachweisbar, aber seit Josef I. und seinem Reichsvicekanzler Schönborn ist es von einer ganz auffallenden Intensität, so daß man wohl mit Recht darin ein bestimmtes reichspolitisches System zu erkennen glaubt.<sup>15)</sup> Das Einschreiten des Kaisers erfolgte durch eigene kaiserliche Kommissionen, die oft durch viele Jahre in den betroffenen Städten

11) Vgl. dazu bes. Feine aD. S. 87 und 101 ff.

12) Vgl. Hantsch aD. S. 104 u. S. 383f. Anm. 23.

13) Hantsch, aD. S. 130ff.

14) Vgl. Feine aD. S. 96f.

15) Feine, aD. S. 102.

amtierten. Ähnliche Tendenzen der kaiserlichen Politik lassen sich auch bei den Reichsbistümern beobachten, wo der Kaiser Männer seines Vertrauens durchzusetzen suchte, doch blieb der Erfolg gering.<sup>16)</sup> Auch gegen schwächere weltliche Reichsstände ging die kaiserliche Autorität scharf vor, besonders wurde gegen sie wegen nicht befolgter Reichshofratsurteile oft mit militärischer Exekution eingeschritten und die Verwaltung ihres Landes einem kaiserlichen Kommissar übertragen.<sup>17)</sup>

Die Regierung Josefs I. war zu kurz, als daß man von einem Ergebnis dieser Reichspolitik sprechen könnte. Auch sein Bruder Karl VI. schritt zunächst auf dieser Bahn fort. Unter ihm kam es auch mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu ernstesten Auseinandersetzungen in reichsrechtlichen Fragen. Drohungen mit Reichsexekutionen wegen Nichtbeachtung der Reichshofratserkennnisse ergingen an den König von Preußen, dem mangelhafte Erfüllung seiner Reichspflichten und Mißachtung der Reichsordnung vorgeworfen wurden, während er mit Beschwerden über den Mißbrauch des Reichshofrates zu politischen Zwecken antwortete. Es waren die ersten Ansätze des nachmaligen deutschen Dualismus, wobei es sich noch mehr um das reichsrechtliche Verhältnis zwischen einem der mächtigsten Reichsstände und Kaiser und Reich als um einen politischen Gegensatz zwischen Preußen und Österreich handelte.<sup>18)</sup> Indessen blieben letzten Endes alle diese Anläufe zur Wiederherstellung einer starken kaiserlichen Gewalt im Reiche, wie wir sie unter Josef I. und Karl VI. beobachten konnten, ohne wirklichen Erfolg. Die Verfassungskrise, die 1719 am Reichstag zum Ausbruch kam, als die ganz im Sinne der Gegenreformation gehaltenen Maßnahmen des Kurfürsten von der Pfalz und der Streit um die Ryswicker Klausel das Corpus Evangelicorum und die Kurfürsten von Brandenburg und Hannover zur schärfsten Opposition veranlaßten und Repressalien der beiden Kurfürsten gegen ihre katholischen Untertanen hervorriefen, zeigte in ihrem Verlauf deutlich, wie weit die Zersetzung der Reichsverfassung bereits gediehen war.

Die Entwicklung des Reiches unter Karl VI. und seine Politik waren wohl überhaupt entscheidend für die unabwendbar gewordene Auflösung des alten Reiches. Im wesentlichen scheinen mir zwei Tatsachen, deren Bedeutung in diesen Jahrzehnten immer klarer hervortritt, dafür maßgebend geworden zu sein. Gerade die mächtigsten Reichsstände Preußen, Sachsen und besonders Hannover, um von Schweden zu schweigen, waren gleichzeitig Träger fremder Kronen und mit auswärtigen Staaten in Personalunion verbunden. Sie hätten vor allem gewonnen werden müssen, um eine einheitliche, kräftige Reichspolitik unter kaiserlicher Führung zu ermöglichen; die mittleren und kleineren Stände machten weniger Schwierigkeiten, zumal ihre engeren territorialen Interessen vielfach mit den Reichsinteressen parallel liefen. Die großen Reichsstände aber, die gerade in dieser Zeit sich zu wirklichen modernen Staaten entwickelten und die wegen ihrer

16) Vgl. dafür H. E. Feine, Die Besetzung der Reichsbistümer 1648—1803 (Kirchenrechtl. Abhandlungen 97/98 H.), bes. S. 92 ff. 17) Vgl. Feine aD. S. III.

18) Darauf hat Feine aD. S. 105 Anm. 1 besonders hingewiesen.

dynastischen Verbindungen mit reichsfremden Staaten eine eigene auswärtige Politik ohne Rücksicht auf das Reich und sogar gegen das Reich führten, gerieten nur zu oft mit den Interessen des Kaisers auf dem Gebiete der europäischen Politik in heftige Konflikte. Besonders bei Hannover, das damals durch seine Verbindung mit England sehr stark war, mußte sich der Gegensatz, in den der Kaiser bald nach Beendigung des Erbfolgekrieges mit England geriet, auch in der Reichspolitik verhängnisvoll auswirken.<sup>19)</sup> Auf der anderen Seite mußte der Aufstieg Österreichs zu einer europäischen Großmacht, wie er sich seit 1683 vollzogen hatte, zwangsläufig zu einer Spannung zwischen dem Interesse des Reiches und den Interessen des Hauses Habsburg in der Politik des Kaisers führen. Auch Österreich war aus dem Reich hinausgewachsen. Hatte schon die Niederwerfung der osmanischen Macht der Dynastie neue Ziele und Aufgaben im Südosten Europas eröffnet, so bedeutete das spanische Erbe in Italien und den Niederlanden, daß das Haus Österreich nun zu einer universalen Macht wie zur Zeit Karls V. aufstieg, der das Reich eben nur eine Interessensphäre neben mehreren anderen war. Schon im Frieden von Rastatt wurde die Wiedergewinnung der „*avulsa imperii*“, vor allem Straßburgs, zurückgestellt gegenüber den Erwerbungen, die in Italien und Belgien dem Hause Habsburg zufließen. Allerdings trug daran auch der Abfall der Verbündeten Schuld.

Die veränderte weltpolitische Lage der habsburgischen Großmacht mußte auch in ihrer Reichspolitik Ausdruck finden. Karl VI., dem nach dem Zeugnis des preussischen Bevollmächtigten Cocceji Verständnis für seine Aufgabe als Kaiser und Sorge um das Reich nicht abgesprochen werden können<sup>20)</sup>, setzte die Politik der Stärkung der kaiserlichen Autorität im Sinne seines Bruders zunächst zwar noch fort. Noch schätzte man die Bedeutung des Reiches, aus dem gerade damals mit den Kolonisten vom Rhein und aus Schwaben ein Strom deutschen Blutes in die weiten, neugewonnenen Länder der Habsburger im Südosten floß; aber immer stärker trat dabei der Gesichtspunkt der österreichischen Staatsraison in den Vordergrund. Unter den Beratern des Kaisers gewannen nunmehr jene Männer Oberwasser, die wie Bratislaw den österreichischen Staatsgedanken voranstellten, die für das Reich an sich nur wenig mehr übrig hatten<sup>21)</sup> und denen die kaiserlichen Pflichten vielfach als eine schwere Belastung der österreichischen Interessen erschienen. Der Reichsvizekanzler Schönborn hat mit sehr begründeter Besorgnis diese wachsende Entfremdung Österreichs vom Reichsgedanken gesehen und sie hat ihn noch mehr beunruhigt als die Entwicklung des preussischen Staates.<sup>22)</sup> Die schwere Krise, in die das Reich seit 1719 geriet und die bewies, daß die konfessionellen Gegensätze noch immer nicht zur Ruhe gekommen waren, zeigt uns den Kaiser noch stark im Angriff. Als der Kaiser dann im Interesse seiner

19) Vgl. über diese Probleme jetzt das Buch von Martin Raumann, *Österreich, England und das Reich 1719—1731*. Berlin 1936.

20) Hantsch, a. D. S. 408 Anm. 49.

21) Über Bratislaw vgl. jetzt Reese a. D. S. 97 ff.

22) Vgl. Hantsch S. 365.

Ostendekompanie ein Bündnis mit Spanien schloß<sup>23)</sup>, kam es zu einer Verbindung der oppositionellen protestantischen Reichsstände mit Frankreich und England gegen den Kaiser. Dieser Mächtegruppierung, die ein scharfes Licht auf den Niedergang des Reichsgedankens wirft, konnte Karl VI. nicht mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten. Er lenkte ein und ließ gleichzeitig auch einen bedeutsamen Wandel in der Politik gegen die Reichsstände eintreten. Immer mehr verhandelt nunmehr der Wiener Hof mit den mächtigen norddeutschen Fürsten auf der Grundlage der Bündnispolitik und eines Systems der Allianzen, es ist eigentlich nicht mehr der Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reiches, der ihnen gegenübertritt, sondern der Herr der europäischen Großmacht Österreich, wobei das Reich für die Zugeständnisse an diese Fürsten aufzukommen hatte. Auf diesem Wege wurde der Kaiser bestärkt durch die Notwendigkeit, die Nachfolge in Österreich seinem Hause zu sichern, da er keinen männlichen Thronerben hatte. Es galt die Garantie der Thronfolgeordnung der pragmatischen Sanktion, die von allen Vertragspartnern mit mehr oder weniger großen Zugeständnissen erkaufte werden mußte. In die letzten Regierungsjahre Karls VI. fiel dann noch die Abtretung Lothringens in den Wiener Präliminarien des Jahres 1735, wofür sein Herrscher mit dem Großherzogtum Toskana entschädigt wurde. Es war eine neue Einbuße des Reiches gegenüber Frankreich. Vielleicht war der Wunsch der österreichischen Staatsmänner, einen Ausgleich und fernerhin eine Verbindung mit dem wieder emporgestiegenen Frankreich anzubahnen, dafür maßgebend<sup>24)</sup>; die militärische Defensivstellung Österreichs an der Westgrenze des Reiches ist dadurch übrigens nicht berührt worden.

Der Tod Karls VI., der 1740 unerwartet früh dahinschied, bedeutet auch für die habsburgische Reichspolitik eine tiefe Cäsar. Die deutsche Krone, die durch Jahrhunderte beim Hause Habsburg gewesen war, ging verloren und gegen die junge Herrscherin der Donaumonarchie erhoben sich trotz aller Garantieverträge von allen Seiten begehrliche Feinde, unter ihnen vor allem Friedrich II. von Preußen und Karl Albert von Bayern, der am 20. Jänner 1742 als Karl VII. zum Kaiser gewählt wurde. Die Reichspolitik Österreichs war in den nächsten Jahren sozusagen eine durchaus negative. Es ist ein für das innerste Wesen des dahinsiechenden Reiches sehr bezeichnender Vorgang, wie sich jetzt die Fronten sozusagen verkehrten, indem Österreich das Kaisertum des Wittelsbachers mit den gleichen Mitteln bekämpfte, mit denen die Reichsstände gegen das habsburgische Kaisertum zu arbeiten pflegten und wie andererseits der junge Preußenkönig, wiewohl ihm das Reich im Gegensatz zur Auffassung seines Vaters und Großvaters nichts mehr bedeutete und er in der kaiserlichen Gewalt nur ein „vieux phantome“ sah, Karl VII. beistand. Sehr bald erwies sich die Basis des neuen Kaisers, der auch im Felde gegen Maria Theresia unterlag, als viel zu schmal zur

23) Über diese Bündnispolitik vgl. Grete Mecenseffy, Karls VI. spanische Bündnispolitik 1725—1729.

24) Vgl. Leo Jutz, Österreichs Westpolitik im XVIII. Jahrh. Rheinische Vierteljahrsblätter 1935.

Erneuerung des Reiches, dessen Schicksal in weitestem Maße von den fremden Großmächten und ihren Interessen abhängig geworden war. Die Versuche Friedrichs von Preußen, eine Union deutscher Reichsstände zugunsten des Kaisers zu schaffen, endeten ebenso mit einem Mißerfolg wie der Plan des Königs, durch eine Säkularisation verschiedener geistlicher Fürstentümer in Süddeutschland dem Kaisertum des Wittelsbachers eine finanzielle Kraftquelle zu eröffnen. Der frühe Tod Karls VII. (20. Jänner 1745) schloß diese Episode ab und noch im selben Jahre gelang es der österreichischen Politik, die Wahl Franz Stephans von Lothringen, des Gemahls Maria Theresias, zum Kaiser mit allen Kurstimmen gegen die von Brandenburg und der Pfalz durchzusetzen, nachdem im Frieden von Füssen ein Ausgleich mit Bayern getroffen worden war.

Das Kaisertum Franz' I. ist gekennzeichnet durch die Tatsache, daß Franz noch weit mehr als Karl VII. ein Kaiser ohne Land war, daß nur die Mitregentschaft in den österreichischen Ländern ihm Autorität verleihen konnte. So spiegelt sich auch darin das Sinken der Bedeutung des Kaisertums wider, dessen Autorität auch Maria Theresia selbst in ihrem Kampf gegen Karl VII. geschwächt hatte. Nicht nur Preußen, auch Österreich hatte nun eine ganz andere Stellung zum Reich und zum Reichsgedanken bezogen. Es entsprach auch den allgemeinen geistigen Tendenzen der Zeit, daß die Kraft des Reichsgedankens ständig abnahm, im Vordergrund des politischen Denkens stand vielmehr der „Staat“, der eigentlich im Gegensatz zum Reichsgedanken erstarkt war und gerade damals in den beiden wichtigsten deutschen Territorien, in Preußen wie in Österreich, einen ausschlaggebenden Konsolidierungsprozeß durchmachte. Der Reichsgedanke lebte noch am stärksten im Gebiete der vorderen Reichskreise, die infolge ihrer territorialen Gliederung am Fortbestand des Reiches verhältnismäßig am stärksten interessiert waren, und in denen ja auch schon im XVII. Jahrh. das Reichsgefühl sich am lebhaftesten geäußert hatte. Betrachtete Friedrich der Große die kaiserliche Gewalt als ein Phantom, so war dem Staatskanzler der Kaiserin Maria Theresia, dem Fürsten Kaunitz, das Reich ebenfalls ein überlebtes Gebilde, das eigentlich unfähig war, für sich zu bestehen.<sup>25)</sup> In diesem Punkte trafen sich die Anschauungen der beiden erbitterten Gegner. Beide betrachteten das Reich ausschließlich unter dem Gesichtspunkte, wie es für die eigenen machtpolitischen Pläne verwendet werden könnte. Kaunitz interessierte das Reich nur insoweit, als es für die österreichische Machtpolitik in Frage kam, deren Hauptziel die Überwindung des hochgekommenen Rivalen sein mußte. Wie er sich nicht scheute, mit Frankreich, dem alten Gegner des Hauses Österreich, Frieden und Bündnis zu diesem Zweck zu schließen, so lief auch seine Reichspolitik darauf hinaus, den Einfluß Preußens im Reich zu bekämpfen und den Österreich nach Möglichkeit zu stärken, zu diesem Zwecke schätzte er aber noch sehr wohl den Wert der kaiserlichen Würde und ihrer Gerechtsame. In diesem Sinne sind seine Versuche, das *corpus evangelicorum* zu neutralisieren und auch protestantische schwächere Reichsstände, die vor

25) Vgl. für diese Gedanken des Staatskanzlers Georg Künigl, Fürst Kaunitz-Rittberg als Staatsmann, S. 36.

Preußen bangten, auf die Seite Österreichs zu ziehen, zu werten, wie auch die Ausnutzung der kaiserlichen Reservatrechte zur Belohnung der Parteigänger des Kaisers unter den Reichsständen. Als dann der große Kampf zwischen Preußen und Österreich um die Wiederherstellung der österreichischen Vormachtstellung ausbrach, wurde das Schicksal nicht nur des Vormachtproblems, sondern Deutschlands überhaupt mehr und mehr von den beiden Westmächten und der neuen russischen Großmacht im Osten abhängig und in Deutschland wurde zum guten Teil das Ringen Frankreichs und Englands um koloniale Ausdehnung entschieden.

Nach der Entscheidung des Siebenjährigen Krieges hat dann Josef II. noch einmal eine Reichspolitik aufgenommen, die auf den alten Plan zurückgriff, Bayern für Österreich zu erwerben und so die Stellung Österreichs im Reiche in der Weise zu verstärken, daß eine Verbindung mit den österreichischen Vorlanden hergestellt und die Grundlage für eine neue Vorherrschaft Österreichs im Reiche geschaffen worden wäre. Er stieß auf den Widerstand Preußens. Friedrich rief unter dem Schlachtrufe des Schutzes der Reichsverfassung die alten Kräfte der Libertät gegen den Kaiser auf und vereitelte im bayrischen Erbfolgekrieg Josefs Plan. Als dieser ihn einige Jahre später als belgisch-bayrisches Tauschprojekt wieder aufnahm, schuf Friedrich den bekannten Fürstenbund, dem sich sogar der Kurfürst von Mainz anschloß, der wie andere Fürsten durch Josefs Bestrebungen, die deutschen geistlichen Fürstentümer mit Mitgliedern seines Hauses zu besetzen, in Sorge geraten war. So endete Josefs II. Reichspolitik mit einem großen Mißerfolg. Nach seinem Tode hat sein Nachfolger Leopold II. noch einmal im Kampf um die Macht im Reiche einen bedeutenden Erfolg errungen.<sup>26)</sup> Er erreichte die Auflösung des Fürstenbundes und trat jetzt als Verteidiger der Reichsverfassung an die Stelle, die einige Jahre vorher Preußen eingenommen hatte. Im Vertrag von 1791, der die Erhaltung und Garantie der Reichsverfassung ausdrücklich anführte, konnte er Preußen von seiner Stellung zurückdrängen. Er hat aber den Kampf mit dem Rivalen nicht erneuert<sup>27)</sup>, er hat vielmehr den Ausgleich mit Preußen gesucht und gemeinsam mit der zweiten deutschen Großmacht den Kampf gegen Frankreich, den revolutionären Gegner, aufgenommen. Nur zu rasch trennten sich aber die beiden Mächte wieder, die Gegensätze, die seit mehr als einem halben Jahrhundert zwischen ihnen emporgewachsen waren und der Mangel gemeindeutscher Gesinnung entzweiten sie von neuem. Der Kampf um polnischen Boden war die Ursache. Preußen trennte sich dann in jenem verhängnisvollen Sonderfrieden von Basel 1795, der den offenen Ausbruch des deutschen Zwiespaltes brachte und unsagbaren Schaden dem deutschen Volke zufügte, von der gemeinsamen Sache und belud sich mit schwerer Mitverantwortung für den Untergang des alten Reiches. Der selbstsüchtigen Politik Preußens, die nur auf

26) Vgl. darüber W. Lüdtko, Der Kampf zwischen Österreich und Preußen um die Vorherrschaft im „Reiche“ und die Auflösung des Fürstenbundes (1789—1791) i. Mitt. d. öst. Inst. f. Gesch.-Forschung 45, S. 72 ff.

27) Vgl. für das Folgende Erbit, Deutsche Einheit I, S. 138 ff.

Landeserwerb im Osten gerichtet war, entsprach die Politik des damaligen Leiters der österreichischen Politik Thuguts, dem die Kaiserwürde nur eine Belastung Österreichs bedeutete und dem der Reichsgedanke völlig fremd war; für ihn war das Reich in jenen Jahren nur dazu da, um Geld und Truppen für den Krieg zu stellen, den er ausschließlich vom Standpunkt des österreichischen Machtinteresses führte. Dieser damals unüberbrückbar erscheinende Gegensatz der deutschen Hauptmächte, der in diesen Jahren seinen Ausdruck in den verschiedensten Plänen zum Erwerb deutscher Gebiete fand, hat im Verein mit den französischen Waffen das Reich zerstört, dessen faktisches Ende eigentlich schon der Friede von Campoformio brachte, der Österreich auf wichtige Positionen im Reich zugunsten italienischen Landerwerbes verzichtete und den Gedanken der Säkularisation annehmen ließ. „Ein schwaches Opferlamm für den Macht Hunger und den Behauptungsdrang Stärkerer“ hat man mit vollem Recht das Reich genannt.<sup>28)</sup> In dem Auflösungsprozeß, der die letzten Jahre des alten Reiches erfüllte, verlor das Kaisertum jeden Halt im Reiche. Mit der Schaffung der österreichischen Kaiserwürde, die zweifellos in Verletzung des noch geltenden Reichsrechtes erfolgte<sup>29)</sup>, setzte sich der Lebenswille des dynastischen Staates Österreich über die absterbende Form des alten deutschen Gesamtstaates hinweg. Es war nur das Vorbild zu der von Napoleon unter schärfstem Druck der Waffen erzwungenen Niederlegung der Reichskrone am 6. August 1806.

## Archäologische Zeugnisse der griechischen Einwanderung.

Von

Karl Schefold.

Mit 8 Abbildungen auf 2 Tafeln.

Den Kyklopen und Pelasgern eher als ihren eigenen Ahnen trauten die Griechen jene gewaltigen Burgen und Bauten des zweiten Jahrtausends zu, die zu ihrer Zeit, wie für die Ewigkeit gegründet, noch aufrecht standen.<sup>1)</sup> Ebenso fremd und ungriechisch, orientalisches erschienen den Zeitgenossen Schliemanns seine mykenischen Grabfunde. Seither haben wir den Gegensatz der griechischen und der kretisch-mykenischen Kunst des zweiten Jahrtausends v. Chr., der jene Werke angehören, immer tiefer begreifen gelernt.

28) Anton Ernstberger, Österreich-Preußen von Basel bis Campoformio 1795—1797, I, S. 450.

29) Vgl. dazu v. Srbic, Deutsche Einheit I, S. 162 ff. und dessen Schrift, Das österr. Kaisertum und das Ende des Heil. Römischen Reiches 1804—1806.

1) Abbildungen der Burgen und Paläste in Mykene, Tiryns und Kreta sind hier als bekannt vorausgesetzt. Zur Ergänzung der folgenden Darstellung verweisen wir auf den nach der Korrektur erschienenen Aufsatz von W. Kraiker „Vorgeschichtliche Zeugnisse für die nordische Herkunft der Griechen“ in „Masse“ '37, auf F. Maß „Die kretisch-mykenische Kunst“ in „Die Antike“ Bd. 11; sowie auf die Bücher von D. Gimmen, Die kretisch-mykenische Kultur und von H. Th. Bossert, Mikreta (für Abbildungen).

In der griechischen Kunst herrschen in allen Zeiten Maß und Gestalt. Die führende Kunst ist die Plastik. Wenige ebenso einfach als groß gesehene Lebensbilder werden von vielen Geschlechtern zu immer neuen wunderbaren Einzelwerken umgeformt, und von den Naturformen wird nur eben soviel dargestellt, als der schöpferische Kern, das innere Bild verlangt, um leibhaftig gesehen zu werden.

In der kretisch-mykenischen Kunst dagegen gibt es keine vergleichbare Typik der Bildwelt. Sie beginnt mit abstrakten Wirbel- und Torsionsmotiven des schraubenförmig am Gefäß emporsteigenden Ornaments; im späteren „naturalistischen“ Stil ist jedes bessere Bild ein selbständiger genialer Entwurf nach der Natur, nicht wie bei den Griechen ein Gleichnis von Logos und Wesen des Dargestellten, um das viele Geschlechter ringen. Die ganze malerische, heitere und blühende Welt erscheint kindlich neben dem Ernste der griechischen Zeit.

Aber es ist nicht nur ein Gegensatz der Kunst, der diese Kulturen trennt; es sind auch die Lebensformen denkbar verschieden. Die Mittelpunkte des griechischen Daseins sind Tempel und Markt, die des mykenischen Herrscher Sitz und Grab. In der mykenischen Welt ist die bildende Kunst schmückende und spielende Begleitung des Daseins; bei den Griechen ist sie zum Schicksal geworden. Sie ist die Form, sich dem Höchsten zu nähern und es dem irdischen Dasein maßvoll zu verbinden. So sind auch die Gegenstände der Kunst verschieden: dort Jagd, Natur, Feste; hier neben der Feier des täglichen Daseins der Dienst der Götter und der Mythos.

So würde also die griechische Kunst mit dem ersten Jahrtausend beginnen? Mit der Einwanderung der Dorer nach Griechenland und dem protogeometrischen Stil (Abb. 6 u. 8)? So einfach läßt sich der Gegensatz zwischen der kretisch-mykenischen und der griechischen Kunst nicht deuten. Ohne die griechische Sagenüberlieferung und ohne die Existenz vordorischer Dialekte zu kennen, müßten wir freilich annehmen, daß ein völliger und ausnahmsloser Bevölkerungswechsel den Wandel der Kultur herbeigeführt habe. Solche materialistische Erklärung des Stilwandels heißt aber die Grenzen der Bodenforschung überschreiten. Der archäologische Befund kann uns kulturelle Zustände, das geistige Bild einer Epoche im Kunstwerk vorführen. Aber es ist häufig schon schwer zu entscheiden, welchen Rang die bildende Kunst im Gesamtdasein des Volkes einnimmt, und nicht einer jeden Wanderung der Formen braucht eine Wanderung des Volkstums zu entsprechen. Schon vor den Doriern wohnten Griechen in Griechenland, die Achäer Homers. Die Jonier und Aolier sind in diesem Namen einbegriffen.

Die Frage nach den archäologischen Zeugnissen der griechischen Einwanderung stößt noch an eine andere Grenze der Bodenforschung. Primitive Völker nehmen auf Wanderungen höchstens das allereinfachste Tongeschirr mit. Weder bei der vordorischen noch bei der dorischen Einwanderung sagt die Keramik unmittelbar etwas über die Herkunft der Völker aus. Wir können nur fragen: Wann verrät die griechische Frühgeschichte das Eindringen eines Eroberervolkes? Was ist die Art dieses Volkes und wie verhält es sich zu den späteren Griechen? Läßt

sich in der kretisch-mykenischen Kultur etwa doch ein griechisches Element erkennen?

Für diese Fragen sind in den allerletzten Jahren die entscheidenden Untersuchungen geführt worden: durch C. Blegen in der Gegend von Korinth, H. Goldmann in Entresis in Boiotien, Heurtley und Hammond in Makedonien und Epirus, K. Müller in Tiryns, E. Kunze in Orchomenos und W. Kraiker und K. Kübler im attischen Kerameikos.

Dabei hat sich gezeigt, um dies kurz vorwegzunehmen, daß die kretische und mykenische Kultur nur scheinbar eine Einheit bilden, daß die mykenische in der griechischen Kultur der mittleren Bronzezeit, dem sogenannten Mittelhelladischen wurzelt, daß die kretische Kultur dagegen in ihrer älteren Phase, zusammen mit den frühbronzezeitlichen Kulturen Griechenlands, der Kykladen und Westkleinasiens im dritten Jahrtausend eng verbunden ist, und daß ihnen allen auf dem Festland eine bedeutende neolithische Kultur vorausgeht.

So stehen fünf prähistorische und frühgeschichtliche Kulturen an der Wiege des griechischen Volkes: die neolithische bis zum Anfang des dritten Jahrtausends; die drei frühbronzezeitlichen in Kreta, auf den Inseln und dem Festland im Verlauf des dritten Jahrtausends; schließlich die helladisch-mykenische im zweiten Jahrtausend. Dazu ist noch zu bemerken, daß die kretische Kultur in der mittleren und jüngeren Bronzezeit fort dauert und ihre höchste Blüte erst im zweiten Jahrtausend erreicht. In dieser Zeit beeinflusst sie das übrige Griechenland stark.

Die blühende und reiche steinzeitliche Kultur, bekannt vor allem aus Thessalien und Boiotien, ist unter dem Namen der Hauptfundorte Sesflio und Dimini berühmt geworden. Noch schöner als die eigentliche Diminikeramik sind die, häufig einfarbigen, schwarz und rot polierten Gefäße von Orchomenos. Ihr vollkommenes Handwerk gibt ihnen einen vornehmsten Platz in der vorgeschichtlichen Keramik (Abb. 1).

Während die Diminikultur in Thessalien noch andauert, verändert sich in der Peloponnes und in Mittelgriechenland zu Beginn der Bronzezeit das Bild durchaus. Nun herrscht die einfache, ernste, im Formenschatz etwas karge sogenannte Ursteinkeramik mit ihren sparsamen, weiß auf die Glasur aufgetragenen Mustern. Auch diese Kultur ist, wie die vorige, eine reine, echt prähistorische Bauernkultur, mit gediegenen und schönen Gegenständen des täglichen Gebrauchs, aber ohne schöpferische Leistung, die dem Volk geschichtlichen Ruhm erworben hätte (Abb. 3 u. 4).

Die Nachbarkultur auf den Kykladen zeigt gleichzeitig reichere Ansätze geschichtlicher Leistung: sie ist bekannt durch die marmornen sogenannten Inselidole, Statuetten, deren abstrakte großzügige Stilisierung ein eigentümliches frühes plastisches Vermögen erkennen läßt (Abb. 2). Die Keramik hat manches gemeinsam mit der eben besprochenen Kultur, der frühhelladischen, ferner mit Kreta und Westkleinasiatischem. Hier ist vor allem die Glasurfarbe, der sogenannte Firnis zu nennen. Wir kennen ihn zuerst aus dem festländischen Neolithikum.

Mit dem Verbreitungsgebiet dieser Kulturen deckt sich genau das von Kretschmer festgestellte Gebiet einer Menge vorgriechischer Ortsnamen, Wurzeln und

Suffixe, vor allem der *ntz* und *ttz* oder *ss*-Suffixe, wie Korinthos, Hymettos, Mykaleffos. Diese Übereinstimmung, auf die zuerst K. Müller hingewiesen hat, ist von größter Wichtigkeit. Wir erkennen den Lebensraum eines Volkes, das von Osten gekommen ist und nicht indogermanisch sprach, offenbar der Karer oder Leleger. Zum erstenmal bildet die Ägäis mit ihren Randgebieten eine Kulturgemeinschaft. Denselben Raum haben später die Griechen besetzt. Er ist viereinhalf Jahrtausende bis zum Vertrag von Trianon erhalten geblieben.

Die besprochenen mittelmeerischen Kulturen erfahren aber auch einen starken Einfluß aus dem Norden. In den Donauländern beherrscht in dieser Zeit die Spirale die ganze Ornamentik der sogenannten Wandkeramik. Schon die Diminkultur hat dieses Motiv aufgenommen; auf die Kykladen wirkt es mehr als auf das Festland; für die frühkretische Kunst aber war es geradezu stilbestimmend und auch auf Ägypten wirkte es durch kretische Vermittlung. Ob diese Stilwanderung einer Volkswanderung entspricht, ist sehr fraglich.

Von der künstlerischen Begabung dieser frühen Völker hat sich ohne Zweifel etwas auf die Griechen vererbt. Bei allen Völkerwanderungen erhält sich doch, wie Tier- und Pflanzenwelt, die an Zahl oft den einwandernden Herren weit überlegene Urbevölkerung. In ihr leben Bräuche, Handwerk, Gefäßformen und Verzierungsweisen weiter. Abgesehen von den konzentrischen Kreisen gehen alle Elemente der protogeometrischen Ornamentik, mit der die griechische Kunst im engeren Sinn beginnt, auf die Ornamentik der vorgriechischen frühen Bronzezeit zurück. Die wesentlichen Inhalte der Überlieferung werden wir freilich aus äußerlicher Motivgeschichte nie erfahren können. Für Griechenland muß es uns genügen, daß jenes Volk der frühen Bronzezeit sich durch seine Namen für Berge, Flüsse und Städte der Landschaft unverwischbar eingepägt hat.

Während nun die kretische Kultur in der mittleren Bronzezeit immer voller aufblüht, und auch die Kultur der Kykladen fortdauert, zerstört um das Jahr 2000 ein verheerender Sturm aus dem Norden die frühhelladischen Siedlungen. Die neue Kultur, die mittelhelladische, beginnt mit dürftiger Besiedlung ganz unscheinbar. Ihre Träger waren die ersten Griechen oder, besser gesagt, jene Stämme, die in ihrer neuen Heimat nach einem Jahrtausend gewaltiger Entwicklung schließlich zu den geschichtlichen Griechen geworden sind.

Durch drei Jahrhunderte bleibt die mittelhelladische Kultur sehr bescheiden. Welche Mitgift die nordischen Eroberer zum künstlerischen Erbe der Urbevölkerung hinzubrachten, das können wir erst aus ihrer späteren Geschichte erschließen. Die Gräber der Mittelhelladiker bleiben bis zur christlichen Zeit die einzigen, in denen die Toten lange Zeit ohne Grabbeigaben bestattet werden. Das ist merkwürdig und erschwert die Erforschung der Kultur. Die Keramik ist routinierter, aber auch langweiliger und unbedeutender als die frühhelladische. Man benützt jetzt die Töpferscheibe: mit ihrem mechanischen Rotieren geht etwas von der alten Lebendigkeit der reinen Handarbeit verloren. Doch finden sich Ansätze einer neuen Technik in den Gefäßformen und Verzierungsweisen der mittelhelladischen Keramik, der sogenannten Minyschen und der Mattmalerei (Abb. 5). Auch sonst zeigt die

Kontinuität der Entwicklung, daß man bis zur dorischen Wanderung keinen bedeutenden Bevölkerungswechsel mehr anzunehmen braucht. Der archäologische Befund spricht bisher nicht für eine Trennung der ionischen und der achäischen Einwanderung. Der prähistorische Charakter der Keramik zeigt, daß die künstlerische Begabung des Volkes noch durch keine Zeugung erweckt ist. Dagegen reicht der Handel weit; in Troja fand man in den letzten Jahren immer mehr eingeführte mittelhelladische Keramik. Was aber an diesem Volke war, zeigt erst sein Verhalten in der nun folgenden späten Bronzezeit, der mykenischen Epoche, seit 1700 v. Chr.

In der mykenischen Geschichte gibt es zwei Blütezeiten und zwei entscheidende geschichtliche Wendungen. Die erste Blütezeit ist die Zeit der Schachtgräber von Mykene im XVI. Jahrh. Nun auf einmal sehen wir die Herren dieses Volkes, das vorher seine Toten ohne Beigaben bestattet hatte, in Grüften begraben, die voll sind von den reichen Schätzen der kretischen Kultur aus ihrer höchsten Blütezeit. Schon gibt es auch einheimische Nachahmungen dieser fremden Kunst, wie die Grabmäler auf den Schachtgräbern. Trotz der ungeschickten Arbeit ist bei diesen Grabstelen eine eigenwillige Umbildung des kretischen Stils in einen mehr linearen zu beobachten. Gleichzeitig beginnt eine Burgenarchitektur, die charakteristisch verschieden ist von der Bauweise der unbefestigten Paläste auf Kreta. Am deutlichsten zeigt sich die andere Art in der reichen Beigabe von Waffen. Auch der Gebrauch der Gewandfibeln ist auf das Festland beschränkt und erweist eine andere Tracht. Bernstein findet sich nur auf dem Festland. Von der auf Kreta so verbreiteten minoischen Schrift finden sich im mykenischen Bereich nur einzelne Zeichen.

Nach vier Generationen zunehmender Angleichung an die kretische Kultur erobern die Herren von Mykene um 1400 Kreta, zerstören die Paläste und treten das Erbe der kretischen Seeherrschaft an: ein Vorgang größter geschichtlicher Bedeutung. Denn dieses kriegerische Volk beschränkt sich nicht, wie die Kreter darauf, die wichtige Handelsstadt Melos zu besetzen, sondern sie besiedeln die Inseln bis an die Küsten Kleinasiens und Syriens; jedoch, abgesehen von Milet, nicht das spätere äolisch-ionische Kolonisationsgebiet. Ihre Keramik findet sich sogar im späteren Großgriechenland. Diese zweite Blütezeit fällt mit der des hettitischen Reiches in Kleinasien im XIV. und XIII. Jahrh. zusammen. Es wird immer wahrscheinlicher, daß es wirklich die Könige von Mykene waren, an welche, als an die Herren von Achaia, die hettitischen Könige jene Briefe richteten, deren Kopien man in ihrer Hauptstadt Boghazköi gefunden hat.

Am Ende dieser Epoche, um 1200, fällt der Krieg gegen Troja; kaum drei Generationen später fand die dorische Einwanderung statt. Diese zweite große Wende ist wieder gleichzeitig der Zerstörung der hettitischen und syrischen Reiche durch die sogenannten Seevölker, die auch Ägypten aufs stärkste bedrohen und die ägäische Welt völlig verändern.

In den beiden Blütezeiten Mykenes lebten die Danaer und Achäer, von denen die griechische Heldensage weiß. Eingangs sprachen wir von dem tiefen geistigen

Gegensatz der kretisch-mykenischen und der griechischen Kunst. Nun haben wir die kretische Kultur als vorgriechisch, die mykenische, trotz des starken kretischen Einflusses, als achäisch erkannt. Die Frage, inwieweit diese Achäer Griechen waren, ist, schon der griechischen Heldensage wegen, die von ihnen erzählt, die wichtigste der griechischen Frühgeschichte. Können wir die Hülle der kretischen Kunst von den Achäern heben und sie doch als Griechen erkennen?

Der entscheidende Gegensatz mykenischen und kretischen Daseins offenbart sich in den gewaltigen Kuppelgräbern und Burgen, die die Achäer in der zweiten Blütezeit, vor allem in Mykene und Tiryns bauten. Die kretischen Paläste lagen schußlos in der Ebene, in malerischen Raumsolgen und ohne klare Achsengliederung locker um Höfe gruppiert. In Mykene und Tiryns schreitet man zwischen gewaltigen Festungswerken den Hügel hinauf und findet nach Toren und Höfen, nach Wehr und Wappen königlicher Gesinnung, als Bekrönung das Megaron des Herrschers mit seiner plastischen Front. Der geschlossene Raumkörper beherrscht den mykenischen Palast wie die spätere griechische Baukunst. Man hat mit Recht diesen Sinn für Monumentalität, der seither den Griechen nicht mehr verlorengegangen ist, für das eigentlich Auszeichnende gegenüber der kretischen Kunst erklärt. Er zeigt sich ebenso in den erhaben ernsten Kuppelgräbern, die an eine altmittelmeeische Raumform erinnern, sie aber unvergleichlich ausbilden.

Diese monumentale Gesinnung also ist griechisch, aber die Künstler kamen in der ersten Blütezeit doch aus der kretischen Kultur. Selbst die Löwen des berühmten Tores in Mykene sind nur aus einer Vermählung der Tradition des kretisch geschulten Meisters mit der Gesinnung des achäischen Bauherrn zu verstehen. Die schwere Schichtung der Steinmassen sogar beim Quaderbau des Atreusgrabes ist Ägyptischem zu vergleichen, aber nicht der wunderbar elastischen Spannung des Mauergefüges griechischer Bauten. Wir dürfen von einer kretischen Hülle achäischer Art reden: hinter der Hülle verbirgt sich ein Wesen, das sich noch nicht ganz erkannt hat. Dieser Zwiespalt erscheint am deutlichsten darin, daß die höchste Blütezeit der achäischen Art nicht mit der Blütezeit der Kleinkunst zusammenfällt. Die Achäer übernahmen die kretische Kunst, bezaubert von ihrer Genialität und der Höhe kretischer Zivilisation, und gleichen sich ihr in der ersten Blütezeit nach allem Vermögen an. Aber diese Kunst bleibt doch eine schmückende und dienende Begleitung des Daseins. Sie ist nicht eigene und notwendige Äußerung griechischer Art. Deshalb verwelkt die kretische Kleinkunst in der Hand der Achäer gerade in der zweiten Blütezeit, in der Zeit der größten Entfaltung achäischer Macht, der Zeit der Burgen und Kuppelgräber.

Es war eine seltsame Fügung, daß die Achäer gerade an der kretischen Kunst zu einer monumentalen Kunst erwachsen sollten. Die tiefsten Lebensinhalte waren entgegengesetzt. Die ganze Ferne zwischen dem bildlosen kretischen Glauben und der mykenischen Religion werden wir erst begreifen, wenn wir das Achäische an der griechischen Heldensage einmal deutlicher werden fassen können.

Einstweilen ist auf die neuen Stilelemente hinzuweisen, in denen sich, neben

der Verarmung dem Kretischen gegenüber, das Achäische durchsetzt. Die kretischen Formen wandeln sich in der Hand der achäischen Handwerker, unter denen das vorgriechische Volkselement vielleicht noch vorherrschte. Das Zusammentreffen strenger horizontaler und vertikaler Gliederung der Gefäße, ihr festerer Bau, die klare Verteilung der Ornamente und besonders das Bemühen um die Darstellung von Mensch und Tier verraten eine unkretische Auffassung. Man findet schon Ansätze der festen Typik, die dem Griechischen eigen ist. Alle diese Züge werden in der Zeit nach dem trojanischen Krieg am deutlichsten ausgebildet in dem sogenannten Closesstyle (Abb. 7).

Und doch fehlt auch dieser Phase der mykenischen Kunst noch das, was allen späteren griechischen Stilen vom Geometrischen bis zum Hellenismus gemeinsam ist. Die griechische Kunst und das griechische Dasein sind so geschlossen, daß jede Einzelform zum Gleichnis des Ganzen wird. Die Gestalt ist die tiefste und umfassendste Äußerung des Daseins. Vieles konnten die geometrischen Meister von den mykenischen übernehmen; nicht nur die Technik, sondern auch die allgemeine Syntax des Gefäßaufbaus. Erst der protogeometrische (Abb. 6 u. 8) und der geometrische Stil aber finden die Worte jener Syntax und jene Spannung der Formen, durch die sie im einfachen Gefäß ein Gleichnis ihres Seins schufen. Deshalb hätte die spätmykenische Entwicklung allein nie zum griechischen geometrischen Stil geführt. Noch ist es nicht die bildende Kunst, in der die achäischen Griechen ihr Sein verewigen. Aber es ist bedeutsam, daß sich jetzt zum erstenmal in der kretischen und mykenischen Kultur Versuche monumentaler Plastik finden. Auch scheint der erste bekannte griechische Kultbau, der von Eleusis, in diese Zeit zu gehören.

Man wollte noch einen zweiten Wesenszug des späteren Griechentums neben der Monumentalität der Architektur bei den Achäern finden: die Aufgeschlossenheit der Griechen für Wesen und Kunst der Nachbarvölker, die uns unvergleichlich Herodot vorstellt. Aber das Entscheidende ist hier ja gerade die Anverwandlung des Fremden, während die achäische Kunst ihren zwiespältigen Charakter nie verliert.

Dagegen wird man eines noch sagen dürfen: gewiß wären die achäischen Helden vergessen worden, wenn nicht Dichter sie so gesehen hätten, daß ihr Bild unsterblich blieb. Im staatlichen Dasein also, das in den Herrscherburgen Stein geworden ist, und in der Dichtung, nicht in der verzierenden Kunst, müssen wir das Griechische der Achäer vermuten.

So finden wir die barbarischen Eroberer, die vor 1000 Jahren nach Griechenland gekommen waren, tief verwandelt. Sie sind Kinder des wunderbaren Landes geworden. Seine Klarheit, seine Plastik und seinen Gestaltenreichtum haben sie empfunden, auch wenn ihre Kunst noch wenig davon sagt. Und von der bildnerischen Begabung der Vorkolonisten Griechenlands ist ihnen sicher viel überkommen. Vor allem aber gebieten schon über die Achäer die griechischen Götter. Doch darüber könnte die Archäologie allein nur wenig aussagen. Jedenfalls hat sich mit den Menschen das Bild der Mächte gewandelt.

Uns bleibt hier noch zu verfolgen, wie die Achäer nun überraschend schnell nach dem Einfall des Bruderstammes der Dorier ganz sich selbst finden und ganz zu Griechen werden. Die mykenischen Burgen wurden am Ende des XII. Jahrh. von den Doriern zerstört. Es folgt ein merkwürdiges Jahrhundert: der mykenische Stil verfällt zum sogenannten submykenischen, einer Vereinfachung und Vergröberung des spätmykenischen Stils. Dies geschieht auch in den Gebieten, die die Dorier nicht besetzten. Dort lebt der submykenische Stil teilweise länger als im festländischen Griechenland, z. B. in Kypros, Kreta und auf der Insel Kephallonia im Westen der Peloponnes. Auf Kephallonia fand man eine besonders reiche submykenische Kultur, als hätte sich dorthin Reichtum verdrängter Achäer zusammengezogen. Daß Athen sich ganz anders verhält, werden wir gleich sehen.

Woher sind die Dorier eingewandert? Nach der Nähe der Dialekte können ihre Sitze nicht weit von denen der Achäer gewesen sein, jedoch außerhalb achäischer Oberherrschaft. Das mykenische Thessalien scheidet aus, so bleiben Makedonien und Epirus. Beide bewahren auch in mykenischer Zeit ihre selbständige bronzezeitliche Kultur. Literarische und archäologische Überlieferung stimmen zu einer Herkunft der Dorier aus Epirus, diesem grünen Weideland, das noch heute das Gebiet wandernder und wanderlustiger Stämme, der Vlachen, ist. Dazu passen die thrakischen und illyrischen Elemente im Dorischen, vor allem der Name der Phyle der Hylleer, dann gewisse Metallformen, die der Hallstattkultur und der griechisch-geometrischen gemeinsam sind.

Der Verlauf der dorischen Landnahme ist archäologisch nicht zu verfolgen. Nur so viel ist gewiß, daß ihr Ergebnis der protogeometrische Stil, also der Beginn der eigentlichen griechischen Kunst ist. Nachdem wir so viele Ahnen am Werden des griechischen Volkes beteiligt sahen, bleibt es merkwürdig, daß gerade der am längsten barbarisch gebliebene Volksteil das erst hinzubachte, was die Griechen von allen Völkern unterscheidet. Der Zug der Dorier erscheint am schönsten in Pindars 1. pythischer Ode:

Sie nahmen Amyklai, gesegnet,  
Vom Pindos stürmend, der weißfroßigen Lyndariden vielbes  
deutende Nachbarn, deren Ruhm blühte der Lanze.

Amyklai bei Sparta ist der Ort des wichtigsten lakonischen Heiligtums aus vor-dorischer Zeit. Dort sind die Dorier den Lyndariden benachbart, also dem achäischen Heroengeschlecht, dessen Sitz auf dem anderen Eurotasufer in Therapnai war. Der Pindos ist das gewaltige Gebirge, das Thessalien und Epirus, die Heimat der Dorier trennt. So ist in dieser Stelle viel vom dorischen Zug enthalten: die Herkunft, der Anschluß an den alten Kult, die nachbarliche Nähe zur alten Herrschertradition und der siegreiche Sturm des jungen Volkes.

Der Umbruch der Kultur geht, zwar nicht ganz gleichzeitig, aber doch gleichartig durch ganz Griechenland. Es ist sehr merkwürdig, daß er den dorischen und den ionischen Gebieten gemeinsam ist. Die Traditionen, die ja zuletzt von der fremden kretischen Kultur herkamen, werden ganz verwandelt. Die Bronzezeit



Abb. 1. Neolithisches Gefäß, Chaironea  
Nach Photographie)



Abb. 2. Marmorstatuette eines Leierspielers.  
Kykladisch. Athen, Nat.-Mus.  
(Athensche Mitteilungen 1929)



Abb. 3. Frühhelladische Kanne aus Pholis,  
in Chaironea  
(Vorderansicht nach Photographie)



Abb. 4. Frühhelladische Kanne aus Pholis,  
in Chaironea  
(Seitenansicht, nach Gimmen. Kretisch-Mykensische Kultur)



Abb. 5. Mittelhelladischer Pithos (Mattmalerei),  
Theben.  
(Nach Goldman, Entress)



Abb. 6. Protogeometrische Amphora,  
Athen.  
(Nach Jahrbuch des D. Arch. Instituts 1935)



Abb. 7. Becher jüngster mykenischer Zeit  
(Close style. Nach Annual Brit. School Athens 25)



Abb. 8. Protogeometrischer Becher, Athen,  
Nat. Mus.  
(Nach Photographie)

hindurch waren die Toten bestattet worden: jetzt werden sie verbrannt. Zum erstenmal finden sich unter den Grabbeigaben Eisenwaffen. Man würde gerade diese Züge nur in dorischen Gebieten erwarten. Es wurde, seit A. Conze diese Hypothese vorschlug, lange geglaubt, die Dorier hätten den geometrischen Stil mitgebracht. Die deutschen Grabungen im attischen Kerameikos haben jüngst das Gegenteil erwiesen: die submykenische Keramik wird durch eine unverkennbare und großartige neue Gesinnung in den protogeometrischen Stil verwandelt. Die Gefäße werden straffer, klar artikuliert; Formen, die der neuen Art nicht entsprechen, verschwinden und werden durch neue ersetzt. Die Ornamente, deren Formenschatz zunächst noch der submykenische bleibt, werden streng und in klarer Tektonik auf den Gefäßkörper verteilt; schon spürt man im Bau und im Rhythmus die unvergleichliche plastische Begabung der Griechen (Abb. 6 u. 8).

Nun sollte man glauben, daß dieser protogeometrische Stil in dorischem Gebiet entstanden sei. In Wirklichkeit ist er nirgends so früh, so rein und so großartig wie in Attika geschaffen und weitergebildet worden. Das Wunder der Geburt der griechischen Kunst wird dadurch noch geheimnisvoller. Wenn die attischen Achäer die Vasen fertigten, was ist dann der Anteil der Dorier an der Schöpfung des neuen Stils?

Auch in den dorischen Gebieten blieb sicher das Handwerk in den Händen der unterworfenen Bevölkerung. Wenn sich diese der Art ihrer neuen Herren anpassen mußten, so konnten gewiß auch die Athener Formen finden, die dem neuen Staats- und Menschenbild entsprechen. Dieses, die dorische Haltung, muß ganz tief auf die Athener gewirkt haben. Wenn sie auch in ihrer Heimat blieben, so bedeutete die dorische Wanderung für sie doch eine gewaltige Erschütterung. Die Sage von der Abwehr der Dorier durch Kodros und von seinem Opfertod zeigt sie im Bilde, auch die Wandlung der Bestattungssitten ist ein äußeres Zeugnis. Außerdem mag sich in Attika bestes Blut der vertriebenen Achäer versammelt haben. Ganz können die Sagen doch nicht trügen, damals seien die Herakliden und das attische Königshaus der Meleiden, der Nachkommen Nestors, nach Athen gekommen, Athener hätten bei dem bunten Gewoge der ionischen Wanderungen teilweise geführt, die Demen an der Westküste Attikas, Sphettos und Anaphlystos seien von dem gegenüberliegenden Troizen aus bevölkert worden. Vielleicht haben die Athener auch Teile der wandernden Scharen als Söldner aufgenommen.

So war in Attika der fruchtbarste Boden, auf dem das neue Sein künstlerische Form gewinnen konnte. Wenn sich diese Erklärung bestätigt, hat Attika damals zuerst vollbracht, was es dann bis in klassische Zeit immer vollkommener vermochte: die Kräfte der griechischen Stämme im Kunstwerk zu vereinen. Die Athener haben zuerst, auf ein großes geschichtliches Geschehen antwortend, griechisches Dasein ganz im Bilde verewigt.

Der neue Stil wirkte rasch auf die dorischen Gebiete, besonders auf die Argolis mit ihrem großen achäischen Erbe. Die Handelsbeziehungen zu den alten Kulturen des Orients bleiben bestehen, der phönizische Import in Griechenland be-

ginnt bald; thessalische protogeometrische Gefäße gibt es selbst in Palästina, kykladische in Syrien und Italien. Noch gab es das große Vorbild der alten Kulturen des Orients. Aber die Schöpfung des geometrischen Stiles, in ihrer großartigen Beschränkung auf lineares Ornament und tektonische Form, geschieht ganz ohne fremdes Stilvorbild, und so durften sich die Athener recht und stolz gegenüber den Doriern als Autochthonen bekennen.

## Das Theater der Nachkriegszeit in Frankreich in seinen Hauptvertretern.

Von

André Meyer.

(Fortsetzung von S. 59.)

### IV. Fernand Crommelynck.<sup>1)</sup>

Nach Maeterlinck ist Crommelynck der zweite flämische Dichter, der das französische Theater um künstlerisch wertvolle Werke bereichert hat. Den zarten, grauen, traumhaften Legenden Maeterlincks setzt er aber kraftvolle, farbige, urwüchsige Dramen entgegen. Von Kindesbeinen an mit der Theaterwelt vertraut, konnte er schon mit achtzehn Jahren sein erstes Stück „Nous n'irons plus au bois“ in Brüssel aufführen lassen. In diesem Einakter in Versen erwies sich Crommelynck nur als ein nicht ungeschickter Schüler Rostands. Wertvoller ist ein zweiter Einakter „Le Sculpteur de Masques“. Trotz mancher Unvollkommenheiten ist hier ein originelles Talent unverkennbar. Darüber täuschte sich damals Verhaeren nicht, der seine Bewunderung in einem begeisterten Brief kundgab. Der junge Dichter ließ sich jedoch durch das höchste Lob nicht verblenden: er arbeitete sein Stück völlig um, indem er versuchte, den Stoff dramatischer zu gestalten. Aus dem Einakter in Versen wurde drei Jahre später ein dreiaktiges Drama in Prosa. Leider reichte der Stoff für drei Akte nicht aus, und die lyrischen Schönheiten gingen verloren, so daß man nicht behaupten kann, die letztere Fassung sei der ersteren unbedingt vorzuziehen. Einen dritten Einakter in Prosa „Le Marchand de Regrets“ könnte man mit Stillschweigen übergehen, wäre nicht der alte, eifersüchtige Kunsthändler eine erste Skizze zu Bruno, dem „cocu magnifique“. Im ganzen ist der Grundton dieser Jugendversuche immer feierlich lyrisch, der Stoff und die Vorliebe für das Sinnbild erinnern an Maeterlinck; allein ihre wundervolle Sprache erhebt sie über den Durchschnitt. Crommelynck hatte seinen Weg noch nicht gefunden.

<sup>1)</sup> Von ihm sind bis jetzt folgende Bühnenwerke (meistens bei Emile Paul Frères) erschienen: „Nous n'irons plus au bois“ (1906), „Le Sculpteur de Masques“ (1908), zweite Fassung 1911, „Le Marchand de Regrets“ (1913), „Le Cocu Magnifique“ (1920), „Les Amants Puerils“ (1921), „Tripes d'Or“ (1925), „Carine ou la jeune fille folle de son âme“ (1929), „Une femme qu'a le cœur trop petit“ (1933), „Chaud et froid“ (1936). Noch keine Literatur über ihn.

Einen Wendepunkt in seinem Schaffen bildet ein dreiaktiges Drama in Prosa, das kurz vor dem Krieg vollendet und erst 1921 aufgeführt wurde: „Les Amants Puérils“. Walter und Marie-Henriette, beide noch nicht über 15 Jahre alt, lieben sich mit tiefer, inniger, alles andere als kindischer Liebe. Um die unsterbliche, ewige Liebe zu kennen, will Walter seine Freundin dahin bewegen, daß sie gemeinsam mit ihm sterbe. Schließlich ertrinken sie beide; ihre Leichen findet man aber nicht umschlungen: sie haben vor dem Tod gegeneinander gekämpft. Unabhängig von dieser Handlung verläuft eine zweite: eine fremde, verhüllte Frau wird von einem jungen Mann verfolgt und begehrt, bis es sich entpuppt, daß sie eine sehr alte, geschminkte, völlig reizlose Person ist. Und doch ist sie die Prinzessin Eleonore: die Geschichte ihrer Liebe mit dem Grafen Cazon war einst wie ein wunderbares Märchen über die ganze Welt verbreitet; unmöglich kann sie nun diese goldene Zeit zurückrufen; und ihr ehemaliger Geliebter ist eben dieser gebrechliche und völlig groteske Greis, mit dem wir die pfiffigen Dienstmädchen Schindluder treiben sehen. Der Hauptgedanke des Stückes ist derselbe, der allen früheren und späteren Werken Crommelyncks zugrunde liegt: die Unmöglichkeit, die ideale Liebe auf Erden zu genießen. Hier ist er zum erstenmal dramatisch gestaltet. In der zweiten Handlung wird ein Hauptfeind der Liebe, das Alter, mit grellen, unbarmherzigen Farben beleuchtet. Der Ton ist nicht mehr rein lyrisch, und wenn der greuliche Cazon und die unverfrorene Fidelity auftreten, unterbricht die Posse die tragische Stimmung. Leider schadet die doppelte Handlung der dramatischen Wirkung sehr. Mit diesem Stück hatte Crommelynck den Beweis erbracht, daß er ein sehr talentvoller Dichter war; ob er aber auch ein echter dramatischer Dichter sei, stand noch dahin.

Dieser Zweifel wurde gehoben, als Copeau 1920 den „Cocu Magnifique“ aufführte, eine Posse in drei Akten, die von der Kritik und vom Publikum als ein Meisterwerk begrüßt wurde. In der Tat steht das Stück weit über den eben kurz besprochenen Werken. Der Titel darf nicht irreführen. Der Held ist nicht die landläufige lächerliche Figur des betrogenen Ehemanns. Dieser „cocu“ unterscheidet sich von allen anderen dadurch, daß seine Frau keinen Augenblick daran denkt, ihn zu betrügen, vielmehr stets nach seinem Willen handelt. „Le Cocu Magnifique“ ist keine Ehebruchskomödie, sondern ein Eifersuchtsdrama. Bruno, ein öffentlicher Schreiber in einem kleinen flämischen Dorf<sup>2)</sup>, besitzt die schönste Frau der Welt: Stella, und ihre gegenseitige Liebe ist unermesslich. Das Glück macht aber Bruno übermütig: jeder muß wissen, daß seine Frau die Schönste ist; auch der Vetter Petrus darf nicht daran zweifeln: Stella muß ihren Rock hochheben und ihm ihre Beine und Schenkel zeigen. Plötzlich bemerkt Bruno den lüsternden Blick des Veters, und mit einem Schlag ist es um sein Glück getan: die Eifersucht hat sich in sein Herz eingeschlichen. Seine Frau wird also von anderen begehrt; wer bürgt ihm dafür, daß sie immer standhaft bleiben und nie einen anderen

2) Sämtliche Stücke Crommelyncks spielen in Flandern auf dem Land, und die Lokalfarbe ist nie vernachlässigt.

lieben wird? Bis zum Schluß sucht Bruno eine Antwort auf diese Frage. Stella ist für ihn nicht mehr die Geliebte, sondern nur noch eine schwache, listige, treulose Kreatur. Sie ist jeden Augenblick bereit, ihn zu betrügen, ja, sie hat ihn bereits betrogen. Durch Gewalt will sich Bruno verteidigen: die Fensterläden werden geschlossen; Stella muß ihre Schönheit unter einer grotesken Maske verbergen. Doch bleibt nicht Gewalt gegen den Geist, gegen den Willen zwecklos? Bruno muß etwas anderes erfinden. Wenn er nicht fortwährend an ihrer Treue Zweifel hegen soll, muß er ihrer Untreue sicher sein. Also muß sich Stella trotz ihres Sträubens jedem Dorfburschen hingeben. Dieses verzweifelte Mittel verschafft ihm nicht die ersehnte Ruhe. Sollte Stella etwa eine Ausnahme unter den Bauernburschen machen? einen lieben und, um ihn auszuzeichnen, ihm die Liebe ihres Körpers verweigern, dafür die Liebe ihres Herzens schenken? Dies will Bruno erproben. Es ist eben heute Dorffest. Verkleidet kommt er nachts unter die Fenster seiner Frau, singt ihr eine Ballade vor, die er selbst verfaßt hat, klettert mit einer Strickleiter in ihr Schlafzimmer und versucht, sie zu verführen. Stella, die einer so romantischen Liebe längst entwöhnt war, bittet den Unbekannten, der sie an Bruno erinnert, sie zu verschonen, nicht gleich alles von ihr zu fordern. Da gibt sich Bruno zu erkennen und glaubt, endlich den Beweis ihrer Untreue zu haben. Umsonst! Denn vielleicht hat ihn Stella erkannt, vielleicht war ihre Haltung nur ein Spiel. Als Stella, in der die Liebe zu ihrem Mann erloschen ist, schließlich vor seinen Augen mit einem Kuhhirten entflieht, kann Bruno, der längst jeden Sinn für die Wirklichkeit verloren hat, nicht daran glauben. Er lacht laut auf „C'est encore un de ses tours/ Tu ne m'y prendras plus“. Crommelynd hat dieses Stück eine Posse genannt. In der Tat sind die derb komischen Szenen zahlreich. Die irrsinnigsten Handlungen, zu denen Bruno geführt wird, sein vorzeitiges Altern, die Hiebe, die ihm die Dorfdörner versetzen, ebenfalls die Nebenpersonen: der sich wichtigtuende Bürgermeister, der stumme, verdächtige Sekretär Brunos, die Amme usw. . . . all das ist echt possenhaft. Und doch überwiegt das komische Element nicht. Der erste Akt ist fast ganz lyrisch, auch im dritten Akt die Balkonszene; von höchster Tragik ist im zweiten Akt die Szene, in welcher sich Bruno für einen Augenblick besinnt, seine Torheit einsieht und vor Reue und Liebe beinahe erstickt. Und vor allem ist der Gesamteindruck ein tragischer. Oder kann man ganz frei lachen, wenn man der völligen Zertrümmerung eines beispiellosen Glückes beiwohnt? Die Eifersucht ist eine unheilbare Krankheit; aus Hirngespinnsten, nicht aus der Wirklichkeit, zieht sie ihre Nahrung, sie vergiftet tödlich die schönste Liebe: das ist die tragische Erkenntnis dieser Posse. Aber gerade diese durchaus gelungene, auf der französischen Bühne so seltene Mischung von Tragik, Lyrik und Komik in einer nie erlahmenden Handlung prägt den „Cocu Magnifique“ zu einem der bedeutendsten Bühnenwerke der Gegenwart.

„Tripes d'Or“ bildet ein Gegenstück zum „Cocu“. Hier wie dort sehen wir, wie ein ursprünglich edler Mensch unter dem Einfluß einer unbändigen Leidenschaft — dort die Eifersucht, hier der Geiz — das Glück seiner Geliebten vernichtet, sein eigenes Grab gräbt und als Wahnsinniger endet. Pierre Auguste übertrifft

Harpagon selber an Geiz und Habsucht<sup>3)</sup>). An dem Tag, wo er bemerkt, daß die unzähligen Goldstücke, die er von seinem Onkel eben geerbt hat, mit den 150 Goldstücken identisch sind, die er binnen drei Jahren mit größter Mühe erspart hat, kommt der Wert und die Macht des Goldes plötzlich wie eine Offenbarung über ihn. Alle seine früheren Tugenden verschwinden, um einer maßlosen Liebe zum Gold Platz zu machen. Er wollte für seine Hochzeit ein Festessen veranstalten, schränkt aber immer mehr alles ein, bis er ganz auf das Festessen verzichtet. Ja, er verzichtet sogar auf die Hochzeit mit seiner treuen, zarten, geduldigen Braut, Azelle. Er fühlt sich von Feinden umgeben und kann nicht mehr schlafen; er verlangt die Rückzahlung mit Wucherzinsen von dem Geld, das er erst vor zehn Minuten geliehen hat. Er sinkt immer tiefer, frißt die Hundesuppe, in die er Gold gerieben hat und stirbt schließlich an seinem Goldhunger. — Im ganzen ist es Crommelynck nicht restlos gelungen, einen dramatischen Geizhals darzustellen; denn, vom dritten Akt ab, hört Pierre Auguste auf, überhaupt noch ein Mensch zu sein. Der zweite Akt aber, in dem wir sehen, wie er bewußt immer mehr der Macht des Goldes erliegt und verzweifelnde Versuche unternimmt, um sich selbst zu beweisen, daß er noch freigebig sein kann, wie er jedoch jedesmal scheitert und schließlich selbst auf das leise, schüchterne Klopfen seiner Braut an die Tür keine Antwort gibt, dieser zweite Akt gehört unbestritten zu dem Gewaltigsten, was auf die Bühne gebracht worden ist. Mehr als der „Cocu“ verdient „Tripes d'Or“ als eine Posse bezeichnet zu werden. Da Azelle, die unglückliche Geliebte, nicht auftritt, fallen die lyrischen Ergüsse fast ganz weg; auch wird ihr bemitleidenswertes Schicksal nicht unmittelbar vom Zuschauer erlebt. Dagegen sorgen zahlreiche Nebenpersonen für eine derbe, manchmal gar verschrobene Komik: der Tierarzt Barbulesque, der wandernde Zirkusmann, die habgierigen Bettlern und Basen, die häßliche, lüsterne Jungfer Herminie, vor allem das temperamentvolle Dienerpaa'r Muscar und Froumence. Diese Posse steht aber so sehr abseits der Wünsche des Durchschnittspublikums und stellt an die Zuschauer so hohe Anforderungen, daß man viel weniger über die geringe Zahl der Aufführungen, die sie erlebte, staunen darf, als darüber, daß sie überhaupt aufgeführt werden konnte.

Im folgenden Stück, einem sehr langen Einakter, „Carine ou la jeune fille folle de son âme“ erleben wir noch einmal, wie eine ideale Liebe zugrunde gerichtet wird. Carine ist im Kloster erzogen worden. Nach fünf Jahren grenzenloser Sehnsucht hat sie den Geliebten endlich heiraten dürfen. In ihrer völligen Unschuld und Unerfahrenheit macht sie sich von der Welt ein reines, unbeslecktes Bild; vor allem gilt ihr die Liebe als ein Heiligtum. Und nun bereitet ihr die Wirklichkeit die ärgsten Enttäuschungen: ihre Mitschülerinnen sind liederliche Dirnen; ihr Onkel ein abscheulicher Sadist; um ihren überdrüssigen Geliebten noch behalten zu können, würde ihre Mutter sie im Notfall zwingen, sich zu prostituieren — ja, ihr Mann selber, der sie doch über alles liebt, hat einst eine niedrige Mätresse gehabt.

3) „Tripes d'Or“ veranlaßte J. Mauriac zu folgendem Urteil über den Verfasser: „Peut-on s'imaginer un Molière en état d'ébriété et qui voudrait se faire aussi gros que Rabelais? Tel est Crommelynck“.

Er behauptet, er hätte sie nie geliebt: das ist eben für Carine das größte Verbrechen. Ihre erträumte Welt liegt nun in Trümmern, und sie gibt sich den Tod. — Hier ist der Grundton durchweg tragisch; nur in der Schlusszene, als der Knecht und die Gouvernante den etwas zu langen Abschiedsbrief der Carine lesen, sind Komik und Tragik innig verbunden. Eine schwüle Atmosphäre lastet über dem Stück; das Fest, welches vom Dunkel veranstaltet wird, erinnert an die Faschingszenen in der ersten Fassung vom „Sculpteur de Masques“. Die Schilderung der allgemeinen Hurerei paßt zweifellos zum feurigen Talent Crommelynd's. Jedoch steht „Carine“ dem „Cocu“ an dramatischer Wirkung nach, da die alles mitreisende Leidenschaft nicht im Hauptcharakter, sondern in den Nebenpersonen verkörpert wird. Carine greift nie in die Handlung ein, sie verhält sich bis zu ihrem Tod durchaus passiv; dieser Tod selber macht keinen großen Eindruck, denn die Heldin vermochte nie unsere Teilnahme zu erregen.

Der schwärmenden Carine steht „la femme qu'a le cœur trop petit“, die nüchterne Valbine, gegenüber. Valbine ist ein Muster aller Tugenden, sie ist ruhig, nachsichtig, offen, fröhlich, weise; der Sinn für Ordnung hat sich in ihr zu einer Leidenschaft entwickelt. Trotzdem bleiben ihre gutgemeinten Bestrebungen immer erfolglos; sie richtet vielmehr überall nur Unglück an. Ihre Weisheit ist unfruchtbar, denn sie wurzelt nicht in der Liebe, sie versteht alles und fühlt nichts . . . bis es durch List und Verstellung ihrem Mann gelingt, sie für die wirkliche Liebe empfänglich zu machen. — Man vermißt hier die sonst für Crommelynd so bezeichnende fieberhafte Erregtheit der Hauptpersonen. Die Handlung schreitet sehr langsam vorwärts, jede tragische Episode ist vermieden; das lyrische Element ist durch die beiden jungen Mädchen Patricia und Isabella, die jede auf ihre Weise die Liebe kennen lernen, vertreten; für die Komik sorgt wieder ein Dienerspaar, das an köstlichem Humor seinesgleichen sucht. Der Hauptcharakter, Valbine, bleibt aber ziemlich unbedeutend; wir können nur schwer an ihre Bekehrung glauben. Dieser unerwartete Sieg der Liebe bildet ja das einzige Beispiel eines versöhnlichen Schlusses im Theater Crommelynd's.

In seinem letzten Stück, „Chaud et Froid“<sup>4)</sup> hat Crommelynd noch einmal das Thema der Eifersucht in einer recht eigentümlichen Weise behandelt. Frau Leona Dom hat viele Verehrer und erhört sie alle der Reihe nach. Sie kümmert sich dabei herzlich wenig um ihren unbedeutenden Mann, der sie wiederum mit keinem Vorwurf belästigt. Plötzlich stirbt Herr Dom, und es stellt sich heraus, daß dieser kalte Ehemann ein großer Liebhaber war, daß dieser hausbackene Eigenbrötler die zartesten, rührendsten Liebesworte erfinden konnte. Als Leona durch Félie, die Geliebte ihres Mannes, dies erfährt, kennt ihre Wut keine Grenzen. Sie sinnt auf Rache: sie will ihren Mann zurückerobern, jede Erinnerung an ihn im Herzen ihrer Rivalin auslöschen. Einem ihrer Liebhaber, dem jungen, starken Bauer Odilon, gibt sie den Auftrag, Félie zu verführen, ihre Liebe zu dem Toten durch eine gegenwärtigere zu verdrängen. Nicht lange vermag Félie zu wider-

4) Man beachte den doppelten Sinn: tot und lebendig — lieblos und liebevoll.

stehen, sie ist zu schwach, eine ewige Treue zu bewahren. Sie muß auf den Platz in der Gruft neben Herrn Dom verzichten, den dieser ihr vermacht hatte. Nun hat Leona ihren Mann wieder ganz für sich; sie fängt an, ihn zu lieben: selig stammelt sie die Liebesworte, die er einst für Félie erfand und die sie sich jetzt aneignet. In diesem Stück spürt man den Einfluß Pirandellos: Herr Dom ist vor und nach seinem Tode ein Beispiel des Relativismus der Persönlichkeit, die nichts fest Abgegrenztes ist, sondern von der Meinung der Umwelt abhängt. Dieser Gedanke steht aber im Hintergrunde; das Hauptinteresse gilt dem Kampf der beiden Frauen. Ihre Charaktere und Schicksale sind vollkommen entgegengesetzt: die zarte, ruhige Félie, die einst die Liebe in ihrer reinsten Vollendung genossen hatte, sinkt zur bloß sinnlichen Liebe herab; die leidenschaftliche, aufbrausende Leona lernt durch die Eifersucht die echte uneigennütige Liebe kennen. Wäre dieser Kampf noch dramatischer gestaltet und würde der Lauf der Handlung nicht häufig stocken, so könnte „Chaud et Froid“ auf eine Stufe mit dem „Cocu“ gestellt werden.

Es bleibt noch zu der sehr umstrittenen Frage Stellung zu nehmen, ob der Stil Crommelynck nicht jeder Bühnenwirksamkeit entbehre. Crommelynck selbst erklärte einmal „Pour l'écriture de la pièce, il faut qu'elle soit écrite à la fois et parlée“. Er hat in der Tat versucht, den Forderungen der Bühne und der Literatur zugleich zu genügen. In seinen ersten Werken neigt er zum Pathos; aber ein Kenner wie Verhaeren bewunderte schon „l'électricité qui se dégageait de certains adjectifs, la nouveauté et la splendeur de telle ou telle image“.<sup>5)</sup> Später kann man wohl hier und da eine gewisse Geziertheit<sup>6)</sup>, einen allzu häufigen Gebrauch von Kalauern tadeln. Wenn man auch zugibt, daß Crommelynck sein üppiges Talent nicht jederzeit hat in Zaum halten können, darf man auch nicht vergessen, daß er zu den ungewöhnlich wilden Leidenschaften seiner Helden die passende Sprache gefunden hat. Der Vorwurf der Dunkelheit ist ganz unbegründet.

### V. Jules Romains.<sup>7)</sup>

Bei Jules Romains haben wir es nicht mehr mit einem Nur-Dramatiker, sondern mit einem Dichter zu tun, der sich von Anfang an vorgenommen hat, durch einen neuen „style de l'esprit“ die gesamte Literatur zu erneuern. Einer Schilderung eines Teils seines Werkes darf also eine knappe Einführung in diesen „style de l'esprit“, in den sog. „Unanimismus“ vorangehen.

5) Z. B. im „Sculpteur de Masques“:

... ses yeux

Pareils à deux grands lys où deux guêpes sont mortes.

6) „Je te dis que ses paumes se sont multipliés dans mon âme et qu'elles y frémissent sans repos comme un feuillage vénénéux (Chaud et Froid).“

7) Künstlernahe von Louis Farigoule. Literatur: Jean Prévost: La conscience créatrice chez J. Romains (M.F. 29); U. Cuisenier, J. Romains et l'unanimisme (Flammarion '35); R. Wilhelm, J. Romains (Neuphilologische Monatschrift '35). Das verbreitete Buch von Israël ist oberflächlich.

Der Unanimismus beruht auf dem Glauben an ein überwirkliches Wesen: die Gruppe. Eine Gruppe entsteht aus der Versammlung einer beliebigen Zahl Menschen, wenn diese Menschen, durch irgendeinen Umstand veranlaßt, ihre Individualität abstreifen und nur noch eine allen gemeinsame Seele besitzen. Eine solche Gruppe heißt demnach auch ein „unanime“. Sie unterscheidet sich von der Menge dadurch, daß sie sich ihrer Existenz bewußt ist. In der modernen Welt hat die Gruppe das Individuum entthront; ihm soll jetzt das Interesse des modernen Dichters gelten. In seinem Ursprung ist der Unanimismus von der Soziologie ganz unabhängig; „Je plains ceux qui mettent en poème ou en prose chantante les conclusions précaires de la science ou de la philosophie“, erklärt Romains, der wohl einige Zeit als Professor für Philosophie tätig war, vor allem aber ein Dichter ist. Das religiöse, ja mystische Element im Unanimismus ist dagegen immer wieder zu betonen. Die Gruppe ist für Romains der Gott schlechthin.<sup>8)</sup>

Nachdem er auf dem Gebiet der Lyrik und des Romans Bedeutendes geleistet hatte, wandte sich Romains dem Theater zu. Hier auch sollte der Unanimismus Wandel schaffen. „L'individu isolé n'a pas sa place au théâtre. De tous les groupes, le couple est le seul que le théâtre ait saisi dans son unité et dans sa nature originale. Il est temps de se hausser à des synthèses supérieures.“ Was er erstrebte, faßte er in klaren Worten kurz zusammen: „Un théâtre jouable, destiné à la scène non au livre, simple de structure, dépouillé d'artifices extérieurs, moderne quant au sujet, mais doué de la plus haute généralité. Une action ramassée en une crise — un conflit aussi essentiel et élevé que possible, où s'engagent les forces les plus internes de l'univers; un drame religieux par les profondeurs de l'âme qu'il révélera et par l'émotion qu'il provoquera chez le spectateur.“ Mit 16 Stücken hat er bis heute versucht, dieses stolze Programm zu verwirklichen.<sup>9)</sup>

Das einfachste und zugleich geheimnisvollste Problem für den unanimistischen Dichter: die Entstehung der Gruppe, hat Romains in seinem Einakter „Amédée ou les messieurs en rang“ behandelt. „Un certain nombre d'hommes réunis par le hasard le plus arbitraire, pour peu que leur réunion dure et qu'une action y germe tend à devenir autre chose qu'un certain nombre d'hommes.“ Wir finden hier die Beweisführung dieses Theorems. Sechs Kunden, die zufällig in der Bude eines Schuhputzers versammelt sind, werden zu einer Gruppe, weil

8) Vgl. „Manuel de déification“.

9) In chronologischer Reihenfolge: „L'armée dans la ville“ (1911), „Cromedeyre le vieil“ (1920), „Amédée ou les Messieurs en rang“ (1923), „Knock“ (1923), „La Scintillante“ (1924), „Monsieur Le Trouhedec saisi par la Débauche“ (1923), „Le Mariage de Le Trouhedec“ (1925), „Le Dictateur“ (1926), „Démétrios“ (1926), „Jean le Maufranc“ (1926), „Donogoo-Tonka“ (1930), „Musse ou l'Ecole de l'Hypocrisie“ (1930), Boën ou La Possession des biens“ (1930), „Le Roi Masqué“ (1931). — Die sieben bis jetzt erschienenen Bände „Théâtre complet“ (M.F.) enthalten die obengenannten Stücke mit Ausnahme von „L'armée dans la ville“ (Mercure de France) und „Le Roi Masqué“ (Fayard Œuvres Libres n° 130).

der Regen sie gezwungen hat, länger dort zu verweilen und weil es sich trifft, daß einer von ihnen der glückliche Rival des eifersüchtigen und widerspenstigen Dieners ist. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, den Augenblick zu kennzeichnen, in dem die Gruppe entsteht. Romains nimmt an, daß die Entstehung einer Gruppe die Atmosphäre verändert und zeigt uns einen Greis, der in die für einen Augenblick leere Bude eintritt, aber von dem seltsamen Geschmack der Luft allmählich befremdet, schließlich erschrocken hinausweilt. Für das uneingeweihte Publikum bleibt aber diese Szene — und fast das ganze Stück — ein Rätsel. Dieses „mystère“ kann also nicht zu den besten Stücken des Verfassers gerechnet werden.

In „Cromedeyre le vieil“ wird eine Gruppe, ein Dorf in den Bergen (der unweit von dem 1700 m hohen Mt. Mezenc gelegenen Heimatstadt Romains: St. Julien de Chapteuil nicht unähnlich) verherrlicht. In diesem Dorf wohnt ein altes, starkes Geschlecht, das eine selbstbewußte Gruppe bildet. Die Häuser sind nicht einzeln abgeschlossen, sie sind alle aneinandergereiht, ohne Trennungsmauern:

Cromedeyre tout entier est une seule maison . . .

Cromedeyre est comme un seul homme . . .

Cromedeyre est une chair unique . . .

Unter der Führung des entschlossenen Emmanuel wird die Gruppe selbständiger und reicher. Sie sagt sich von der römischen Kirche los, denn sie kann sich zu keinem Gott bequemen, den andere auch anbeten können, und sie vergöttert sich selbst. Andererseits wird durch die Entführung junger Mädchen aus der Ebene diesem mächtigen, fast nur Männer zeugenden Geschlecht neues Blut zugeführt. — Nirgends besser als hier ist es Romains gelungen, uns die übernatürliche Kraft, die einer Gruppe innewohnt, fühlbar zu machen. Emmanuel hat die Macht, durch bloße Berührung die Kranken zu heilen und die uralte Agathe hat die Sehergabe. Von seltener Größe ist die Szene, in der Agathe die Entführung schildert, in derselben Zeit, in der sie geschieht. Das Stück bleibt aber mehr episch als dramatisch, denn in seinem Streben nach einer höheren Macht stößt Cromedeyre auf keinen nennenswerten Widerstand. Nie steht sein Sieg in Frage, außer im letzten Akt, als der hinkende Talbewohner die jungen geraubten Mädchen zurückerobern will, indem er ihnen von der Schönheit der Heimat singt. Es ist aber zu spät, sie gehören schon zur Gruppe und können nur wie sie denken und fühlen. — Man darf in der Bewunderung dieses Stückes nicht zu weit gehen: es ist zweifellos ein Meisterwerk, aber kein dramatisches.

Dagegen wird in Romains' Erstlingsdrama „L'Armée dans la ville“ der Kampf zweier Gruppen sehr eindrucksvoll dargestellt. Die besetzte Stadt empört sich gegen die sie besetzende Armee. Nach erbittertem Kampf siegt schließlich die Armee. Die Feindschaft zwischen den beiden Gruppen und der Hohn der stärkeren kommen in den beiden ersten Akten meisterhaft zum Ausdruck. Weniger am Platz ist die Liebe, die die Führer der beiden entgegengesetzten Gruppen, den General und die Frau des Bürgermeisters, verbindet. Zum ersten und letzten Male im

Theater Romains' hört man hier das Wort „Je t'aime“. Dieses Stück und „Cromedeyre“ sind in Versen geschrieben. Romains hielt ursprünglich den Vers als für die hohe dramatische Kunst unentbehrlich. Er bediente sich eines nach neuen Regeln<sup>10)</sup> gebauten, sehr wirkungsvollen Verses. Der Mißerfolg Cromedeyres, das nur 15 Aufführungen erlebte, bestimmte ihn aber, zur Prosa zurückzukehren.

Ebenfalls in Versen geschrieben und vor dem Krieg verfaßt war die erste, bis jetzt leider unveröffentlichte Fassung des „Dictateur“. In seiner zweiten Fassung ist dieses Drama (das ja seit mehreren Jahren in den deutschen Schulen gelesen wird) zweifellos das Vollendetste, was Romains auf dramatischem Gebiet geschaffen hat.

Der Hauptgedanke ist am knappsten und genauesten in folgenden Zeilen aus Möllers van den Brucks „Drittem Reich“ ausgesprochen. „Immer entringt sich der proletarischen Masse der nicht proletarische Mensch, der Mensch aus eigenem Recht, der Mensch, der Anteil an den geistigen Werten einer größeren Gemeinschaft nimmt und aus ihnen die Kraft zieht, den Klassenstandpunkt zu überwinden . . . Immer hebt sich aus einer Revolution alsbald der Mensch, der auch dann, wenn er Proletarier ist und nicht konservativ denkt, dennoch konservativ handeln muß: erhaltend, um des Lebens willen“. Denis, der Führer der äußersten Linken, nimmt in entscheidender Stunde das Angebot des Königs an, das Kabinett zu bilden. Aber, anstatt die Revolution zu befördern, unterbindet er die von seinen Freunden heraufbeschwörten Streiks; er verteidigt die bestehende Ordnung gegen jeglichen Versuch eines sozialen Umsturzes, auch wenn er dafür seinen Busenfreund, den Führer der Radikalen, verhaften lassen muß. Es handelt sich diesmal weniger um Gruppen als um Individuen, und Romains scheint hier seiner Theorie untreu geworden zu sein. Er mußte selber uns über seine Absichten aufklären. „Je crois que le théâtre unanimiste est appelé à rendre au héros, à l'individu supérieur un rayonnement effectif et concret. Dans le théâtre unanimiste, le héros n'existe qu'à la condition d'être un créateur et un formateur de réalité. Il modèle des groupes, les anime, les transforme; il en suscite et il en détruit . . . les résistances n'ont pas besoin d'être dramatisées, elles ont l'authenticité et le calme d'une matière; ce sont bien des travaux que le héros accomplit et non des cauchemars où il se débat.“ Denis ist der moderne, der unanimistische Held. Wenn wir es dem König glauben, ist er fast ein Genie. Und er ist sich seiner Überlegenheit bewußt: er kann sich keine Lage denken, der er nicht gewachsen wäre. Nicht nach schalen Theorien, sondern nach Taten verlangt es ihn: er ist kein Träumer, sondern ein Realist. „Suppose qu'on me laisse travailler trois ans, quand je m'en irai, est ce que la société aura la même figure qu'aujourd'hui? Voilà tout.“ Als die Gelegenheit sich bietet, zu zeigen, was er kann, läßt er sie nicht entgehen. Den Vorwurf der Untreue kann er nicht gelten lassen, denn ist er nicht sich selbst, den Pflichten, die ihm seine über-

10) Vgl. „Petit traité de Versification“.

legene Natur auferlegte, treu geblieben? Als er aber auf dem Gipfel der Macht angelangt ist, lernt er wie jeder Große die Einsamkeit kennen. Keiner, weder sein inniger Jugendfreund Féréol, noch der ihn hoch schätzende König, vermag ihm auf solche Höhe zu folgen. Féréol ist wie der Brutus zu diesem Cäsar; er ist niemals verachtungswürdig, sondern, wie jeder Fanatiker, zäh und selbstlos. Sein Ideal leuchtet ihm wie ein weites, vielleicht unerreichbares Ziel voraus, dem er bis zum Tode treu bleibt. Er will aber immer nur nach fertigen, undurchführbaren Plänen handeln. Daher kann er Denis nicht verstehen; dieser erscheint ihm als ein hassenswürdiger Verräter, den er schließlich erschießen möchte.<sup>11)</sup> Und trotz dem imponiert er durch seine unerschütterliche Charakterstärke, und eine gewisse Größe kann man ihm nicht ableugnen. Durch die Vertiefung der Charaktere hat Romain hier die Trockenheit vermieden, die jedem rein politischen Drama eigen ist.

Als „Le Dictateur“ aufgeführt wurde, kümmerte sich die Kritik jedoch viel weniger um den Wert des Stückes als um die politischen Ansichten des Verfassers und Romain galt allgemein für einen Anhänger der Diktatur. Als ein neues Stück von ihm, „Jean le Maufranc“, einige Monate später gegeben wurde, warf man ihm dagegen vor, anarchistische Ideen zu predigen! Dieser Jean le Maufranc verkörpert den „français moyen“. Nachdem er einer Sitzung der Liga zum Schutz des modernen Menschen beigewohnt hat, versteht er, daß die letzten Rechte des Individuums bedroht sind. Es bleibt ihm nur noch eine Zuflucht übrig: die Heuchelei.<sup>12)</sup> Er führt nun ein geheimes Leben und vermag Familie und Freunde zu täuschen. Doch kann er sich unmöglich längere Zeit verstellen und ängstlich sucht er auf religiösem Gebiet eine Lösung, die jedoch ausbleibt. Warum der un-animistische Dichter, dem es doch nur um Gruppen zu tun ist, den Individualisten in Schutz nahm, blieb auf den ersten Blick rätselhaft. Noch einmal mußte uns Romain belehren. Jean ist kein eingefleischter Egoist, er will bloß in einer Gesellschaft leben, die keine Zwangsanstalt wäre. Der Staat darf sich nicht alle Rechte anmaßen. „L'état est ridicule et haïssable, quand il veut se faire adorer comme Dieu.“ Deshalb steht sich Jean nach einer anderen Gottheit um und wird nicht eher Ruhe finden, bis er nicht etwa den katholischen, sondern den unanimistischen Gott entdeckt. „L'unanimisme offre à l'individu une aide“, erklärt Romain, „parce qu'il oppose à des formes abstraites un contenu et à des notions juridiques un sentiment vivant, parce qu'il habitue l'homme à ne pas confondre un groupe réel et une formation administrative.“ Das Stück ist nicht ohne Fehler; vor allem stört das Fragezeichen am Schluß. Wir wissen nicht, wie der Kampf eines Menschen gegen die moderne Gesellschaft ausgeht. In einer zweiten Fassung opferte Romain die Tiefe der Gedanken der dramatischen Wirkung. Er strich manches Unnötige weg und änderte den Schluß. In einem flammenden Aufruf an das Publikum protestiert nun Jean gegen den Zwang zur Heuchelei und will die „joie de vivre“ retten. Der Hauptunterschied zwischen

11) Um die revolutionäre Bewegung zu unterdrücken, mißbraucht Denis das Vertrauen Féréols, der ihm die Pläne, nach welchen er zu handeln gedenkt, mitgeteilt hat.

12) Daher sein Name: „le mal franc, l'hypocrite“.

den beiden Fassungen besteht aber darin, daß „Jean le Maufranc“ ein Drama und „Musse“ eine satirische Komödie ist.

Romains' Komödien haben im allgemeinen einen viel größeren Erfolg beim Publikum gehabt als seine Dramen. Dieser Erfolg beruht aber zum Teil auf einem Mißverständnis: Romains ist für einen Satiriker gehalten und als ein zweiter Molière gefeiert worden, während ihm im Grunde das „*ridendo mores castigare*“ fern liegt. — „Knock“ soll eine Satire auf den modernen Arzt sein, der unter dem Vorwand von Wissenschaft eine naive Dorfbevölkerung strupellos ausbeutet. Zu dieser Auffassung wird man durch den zweiten Akt geführt, in dem wir sehen, wie Knock sich um den Vermögensbestand seiner Kunden kümmert und kerngesund Menschen weismacht, sie seien schwer krank. Diese Auffassung teilt auch Knocks unglücklicher Kollege Parpalaïd. Als dieser ihm aber seine Bedenken mitteilt, antwortet Knock trocken: „*Vous oubliez qu'il y a un intérêt supérieur à celui du malade et du médecin: celui de la médecine. C'est le seul dont je me préoccupe.*“ Und wenn man annimmt, daß Knock hier nicht die Wahrheit sagt, bleibt der Titel des Stückes „*Le Triomphe de la Médecine*“ zu erklären. Knock ist aber nicht der gewöhnliche Quacksalber und Kurpfuscher, dem es ausschließlich um seinen Geldbeutel zu tun ist: er ist vielmehr ein Apostel und dient der Medizin mit demselben Eifer wie ein Priester seinem Glauben. Er ist ein Fanatiker und ein Tyrann: jeder soll sich ihm beugen, koste es was es wolle; er besitzt aber unleugbare Führereigenschaften und unter seiner Leitung erwacht das Dorf St. Maurice zu einem neuen Leben. Aus vereinzelt, unbedeutenden Menschen ist durch das gemeinsame regelmäßige Befolgen gewisser medizinischer Riten schon eine bescheidene Gruppe entstanden und voll Stolz blickt Knock nachts über seine Schöpfung. Hier finden wir den Unanimismus wieder!

Wer Romains' Lustspiele näher kennen lernen will, der lese sein köstlichstes, humorvollstes Buch „*Les Copains*“. Es wird ihm klar werden, daß die unanimitische Komik in einer „schöpferischen Mystifikation“ besteht und der von Knock angestellte Versuch wird ihm den Abenteuern der „*copains*“ in *Amber* und *Jsoire* nahe verwandt erscheinen.<sup>13)</sup> — Die gelungenste „schöpferische Mystifikation“ finden wir in der Fortsetzung zu den „*Copains*“, in „*Donogoo-Tonka*“. Der Gelehrte *Le Trouhadec* hat einst in einem wissenschaftlichen Werke eine Stadt beschrieben, die gar nicht existiert: *Donogoo-Tonka*. Dieser gewaltige Irrtum wird ihn jetzt den Eintritt in die Akademie kosten. Der Zufall schickt ihm aber einen der „*copains*“, *Lamendin* zu Hilfe. Von einem waghalsigen Bankier unterstützt, gründet er die *Donogoo-Tonka G. m. b. H.* und wirbt mit Erfolg für diese bisher unerforschte Landschaft, die an Gold ungemein reich sein soll. Aus allen Ländern der Welt machen sich Leute auf den Weg nach diesem fabelhaften Ort, den sie aber nie ausfindig machen können. Nach langem vergeblichem Suchen beschließen einige der Pioniere, sich dort anzusiedeln, wo sie angelangt

13) Solche Mystifikationen, die eine Gruppe angehen oder fähig sind, eine Gruppe entstehen zu lassen, sind in der „*École Normale*“ die berühmten „*canulars*“, worin Romains seinerzeit ein Meister geworden war.

sind, und die Siedlung nennen sie aus Scherz Donogoo-Tonka. Nun kommt Lamendin mit Freunden, Geld, Waffen und Proviant an. Es ist ihm ein Leichtes, sich zum Generalgouverneur ernennen zu lassen und die Siedlung wird schnell zu einer Stadt. Der Wahl Le Trouhadec in die Akademie steht also nichts mehr im Wege. Dieses ursprünglich als „conte cinématographique“ konzipierte Lustspiel kann leider nur ausnahmsweise aufgeführt werden, denn es bedarf nicht weniger als 24 Bühnenwechsel. — Le Trouhadec ist ferner der Titelheld von zwei Komödien, worauf es sich aber nicht lohnt, näher einzugehen. Weder das intime noch das öffentliche Leben dieses Hampelmannes sind von Belang. Einzelne gelungenere Szenen können nicht über das Mittelmäßige des Ganzen hinwegtäuschen.

Romains hatte den nicht geringen Ehrgeiz, die klassische Komödie wieder er stehen zu lassen. „Le goût de l'expression sobre, sans préjudice de la vigueur et l'amour de la nécessité psychologique jusque dans l'outrance et la fantaisie“ haben ihn geleitet, z. B. als er den englischen „Volpone“ auf der französischen Bühne heimisch machen wollte. Mit Ausnahme dieses letzten, äußerst gelungenen Stückes hat er aber gewöhnlich zu viel Absicht in seine Komödien hineingelegt und seiner Komik fehlen die unentbehrlichen Frauencharaktere.

Die beiden letzten Stücke Romains', ein Drama „Boën“ und eine Komödie „Le Roi Masqué“ wurden sehr kühl aufgenommen. Seit sechs Jahren hat er dann nichts mehr für die Bühne geschrieben. Da er für Mißerfolge sehr empfindlich sein soll, ist die Frage aufgeworfen worden, ob er das dramatische Handwerk endgültig aufgeben werde. Es ist eher anzunehmen, daß ihn vorläufig sein vielbändiger Roman „Les hommes de bonne volonté“ ganz in Anspruch nimmt, daß er aber in absehbarer Zeit daran erinnern wird, daß ihm unter den modernen Dramatikern einer der ersten Plätze gebührt.

## VI. Charles Bldrac.

Um 1906 versuchten einige junge Dichter, Maler und Musiker zusammen das reine Phalansterleben zu führen. Sie mieteten sich die „Abbaye de Créteil“, lernten das Sezerhandwerk und sollten nun für ihre Kunst und von ihrer Kunst leben. Der Versuch scheiterte. Zwei unter diesen jungen Künstlern haben sich seitdem einen Namen gemacht: Georges Duhamel, heute Mitglied der französischen Akademie und sein Schwager Charles Bldrac.<sup>14)</sup>

Nicht selten wird die Gruppe von der „Abbaye de Créteil“ als unanimistische Schule bezeichnet und Bldrac zu den Jüngern Romains' gerechnet. Ein gewaltiger Irrtum! Denn bis jetzt existiert eine unanimistische Schule nur in der Phantasie eifertiger Literaturhistoriker und Bldrac ist zwar der Freund Romains',

14) Künstlervname von Charles Messager. — Von ihm sind folgende Stücke veröffentlicht worden: „Le Paquebot Tenacity“ (1920) M.F.; „Michel Auclair“ (1922) M.F.; „Le Pélerin“ (1923) M.F.; „Madame Béliard“ (1925) Emile Paul; „La Brouille“ (1930) Emile Paul. — Noch nicht im Buchhandel erschienen: „Le Jardinier de Samos“ (1932); „Poucette“ (1936).

vertritt aber eine selbständige Kunstanschauung. Nicht die Gruppe ist ihm das Wichtigste:

. . . pour faire une âme de foule  
Chaque homme ne prête un instant  
Que la surface de son âme.<sup>15)</sup>

und die Menge ist zu laut, wild und unbeständig. Aber in der Stille die verborgenen Gefühle in einem einfachen Herzen beobachten, den einzelnen Menschen kennen und schätzen lernen, wenn er ohne Geziertheit und Verstellung seine wahre Natur offenbart, daran hat Bilbrac seine größte Freude. Daher sein Freundschaftsbedürfnis, denn nur durch sie können sich zwei Männer näher kommen und ihre intimsten Gedanken und Gefühle tauschen. Daher auch seine Liebe zu den Kindern und zum Volk. Im Pariser Arbeiterviertel großgeworden, hat er schon früh die Größe der kleinen Leute verstanden. Ihre schlichten Herzen verbergen keine verwickelten Geheimnisse; ihre Empfindung aber ist echt und tief. Sie, die Leute aus dem arbeitsamen Volke (nicht mehr die Könige) sind die modernen Tragödienhelden.

Zwei junge Arbeiter und eine Kellnerin sind die Hauptpersonen von „Le Paquebot Tenacity“, Bilbracs erstem Stück, das ihn gleich berühmt machte. Zwei befreundete Seher, Bastien und Ségard fürchten sich vor den Nachwirkungen des Krieges und wollen in Canada ihr Glück als „farmer“ versuchen. Morgen sollen sie mit der „Tenacity“ abdampfen. Das Schiff ist aber havariert und sie müssen fünfzehn Tage im Hafen bleiben. Der weichere, zärtlichere Ségard faßt eine Neigung zu der hübschen Kellnerin im Gasthaus, wagt aber nicht, indem er gemächlich mit ihr plaudert, seine Liebe zu bekennen. Der männlichere Bastien dagegen ist unternehmungslustig: er schäkert gern und mit Erfolg. Was ursprünglich ein Scherz war, wird bald zu einer Leidenschaft. Bastien verzichtet auf Canada und entflieht mit der Geliebten. Der im Stich gelassene Ségard, der zuerst keine rechte Lust hatte, in die Fremde zu ziehen, wird nun die weite Reise allein unternehmen. — Dieser banale Zwischenfall gibt Anlaß zu philosophischen Betrachtungen über die Freiheit des Menschen. Der Name des Schiffes ist sinnbildlich und ein Satz von Rabelais, „Les destinées meuvent celui qui consent, tirent celui qui refuse“, dient als Motto. Bastien, der sich willensstark glaubt, wird ebenso vom Schicksal geführt wie Ségard, der nur wünschen, nicht wollen kann. Dieser ist ein schwimmender Kork, jener eine Wetterfahne. Diese Lehre wird am Schluß von einem die undankbare Rolle des „raisonneur“ übernehmenden Trunkenbold erörtert. Nicht darin aber, sondern in der wehmütigen Atmosphäre liegt der Wert des Stückes: eine Liebe wird verschmäht; die Freundschaft wird der Liebe geopfert; der Drang nach dem Unbekannten wird von dem Drang nach Befriedigung augenblicklicher Wünsche besiegt. Das schlechte Gewissen der beiden Liebenden die stille Enttäuschung Ségards, der sich in sein Schicksal findet und keinen Vorwurf äußert, sind mit großer Kunst behandelt.

15) Aus einem Gedicht in „Le Livre d'amour“.

Eine ebensogroße Enttäuschung erlebt Michel Auclair im gleichnamigen Stück. Während er ein ganzes Jahr von seiner Braut getrennt leben muß, heiratet sie inzwischen einen andern. Als er zurückkehrt, beherrscht er alle egoistischen Gefühle und widmet sich ganz ihrem Glück. Sie führt ein freudloses Leben, denn ihr Mann ist ein Taugenichts. Michel hilft ihr, wird der Freund ihres Mannes und schließlich gelingt es ihm, das schwer bedrohte Glück der beiden wiederherzustellen. — Michel ist zweifellos ein neuer Charakter. Wenn wir uns an Schillers Worte über den Realisten und den Idealisten erinnern: „Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben, dieser denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten“, erkennen wir, daß in ihm zugleich ein Idealist und ein Realist, ein Pessimist und ein Optimist wohnen. Er vergißt über dem ihm stets gegenwärtigen Ideal die Wirklichkeit nicht. Er würde beinahe Blondeau verachten, bereut es aber und sucht ihm näher zu kommen, gute Eigenschaften an ihm zu entdecken, die die Grundlagen einer Freundschaft bilden. Er kennt das einzig wahre Glück, das jeder in sich selbst trägt: die Liebe, und lehrt es andere kennen. „Il y a toujours moyen d'être heureux, puisqu'il y a toujours moyen d'aimer.“ Hier bewahrheiten sich Vignys' Worte „L'amour est une bonté sublime“. Ihm gegenüber sind Suzanne und Blondeau schwache Menschen, die aber edlen Gefühlen nicht unzugänglich sind. Suzanne hat für Michel nur die zärtliche Liebe einer Schwester für einen älteren, sie beschützenden Bruder empfunden; deshalb hat sie Blondeau heiraten können. Und sie liebt ihn, sie bekennt, daß sie ihn nicht mehr vermissen könnte, obwohl sie ihn manchmal verachtet. Sehr fein beobachtet ist die Freundschaft, die schließlich zwischen Michel und Blondeau entsteht. Der Neid des letzteren wird durch die grenzenlose Güte Michels entzweifnet, und jener überwindet seine anfängliche Abneigung gegen den nichts-nützigen Geck. Die Versöhnung am Schluß ist durchaus nicht willkürlich: sie bedeutet den schönsten Sieg des realistischen Idealisten. Daß es aber solche Menschen wie Michel geben könne, schien unwahrscheinlich, und das Stück fand wenig Anklang.

Wenig glücklich war Bildracs Versuch, sein schönstes Gedicht, „Visite“, auf die Bühne zu bringen. Der Einakter „L'Indigent“ ist stoffarm, und es fehlt die Tragik die in den letzten Versen des Gedichtes liegt. Dagegen gilt ein zweiter Einakter, „Le Pèlerin“, oft als Bildracs bestes Stück. Zwei vollkommen verschiedene Welten treten sich hier entgegen: die Welt der Begeisterung und der Liebe, der Freiheit und der weiten Perspektiven und die kleinliche, selbstfüchtige Welt der Spießer und Mucker.<sup>16)</sup> Der ersteren Welt gehört der fünfzigjährige Desavesnes, der vor seiner Übersiedlung nach Indien dem Vaterhaus einen letzten Besuch abstattet; der letzteren gehört seine Schwester, die Witwe Dentin. Die ältere Nichte scheint ganz dem Beispiel der Mutter folgen zu wollen — dagegen sind in der jüngeren Denise Frohsinn und Mutwillen noch nicht ganz erloschen. Desavesnes

16) Auf dem Tore der „Abbaye de Créteil“ standen diese Worte:

„Ci, n'entrez pas, hypocrites, bigots!“

erkennt in ihr eine ihm verwandte Natur und versucht ihr zu helfen: sie soll aus dieser dumpfen Atmosphäre hinaus, die weite Welt, das wirkliche Leben kennen lernen. Es wird auf dasselbe Ideal wie in „Michel Auclair“ hingewiesen: ein gesundes Landleben und ein reges Geistesleben. Diesem Ideal standen dort der Dünkel und der Stumpfsinn eines Berufsunteroffiziers, hier die Vorurteile und die Engherzigkeit einer Vetschwester im Wege. Hier waltet aber nicht mehr der heitere Optimismus: die Kluft zwischen Desavesnes und seiner Schwester ist unüberbrückbar, und wir wissen nicht, ob Denise die Kraft haben wird, sich zu befreien.

Sympathischer als Frau Dentin ist die durchaus ehrliche und offene Frau Béliard, doch auch nur eine beschränkte Spießerin. Diese noch junge Witwe möchte keinem Menschen ein Leid antun; sie ist aber unfähig, eine glühende Liebe zu erwidern. Ein solches Gefühl erschreckt sie. Ihr musikalischer Freund Désormeaur weiß genau, daß er mit seiner stillen, kaum ernst gemeinten Verehrung mehr Aussichten hat als der ungeschickt leidenschaftliche Saulnier. Um ihre Ruhe wiederzufinden, denkt Frau Béliard an die Möglichkeit einer Heirat zwischen Saulnier und ihrer ihn anbetenden Nichte Madeleine. Saulnier sieht dann ein, wie vergeblich sein Tun und Streben ist und verläßt die beiden Frauen. — Dieser Schluß erinnert an „Bérénice“. Drei durch eine innige Liebe verbundene Menschen müssen auf diese Liebe verzichten und voneinander scheiden. In dem modernen Stück fällt dieser Abschied nur zwei Menschen schwer; Frau Béliard wird Désormeaur heiraten und ihr stilles, behagliches Leben weiterführen.

Mehr als durch die Schilderung eines unerbittlichen Schicksals vermag uns Bildrac durch die Schilderung eines harmlosen Zerwürfnisses zu rühren. „La Brouille“ ist schon heute ein klassisches Stück und kann neben die schönsten Komödien Marivaux' gestellt werden.<sup>17)</sup> Dieser war ein guter Führer durch den Irrgarten der Liebe; Bildrac versteht sich auf die feine Analyse der Freundschaftsgefühle. Über seine Komödie hat er sich selbst ausführlich geäußert: „Une action purement psychologique, que d'aucuns trouveront peut être un peu trop dépourvue de circonstances extérieures. Il s'agit d'une brouille d'hommes qui atteint deux familles étroitement liées et à la base de laquelle il y a moins d'offense véritable que d'orgueil blessé. Je puis la comparer, cette brouille, à la pierre qui vient de troubler une eau lisse et l'émue de ronds concentriques. Même si la pierre a la grosseur d'un pavé, on peut bien prévoir que l'eau redeviendra calme et limpide. Peu importe si l'on prévoit. C'est surtout à la nature et aux modulations de ces ronds que je me suis efforcé d'intéresser le public.“ Das ist die wahre Kunst: aus wenig viel zu machen; der Stoff ist nichts; wie er behandelt wird, ist alles. Hier ist aber fast jede Szene ein Wunder: der Streit im ersten Akt, die Versöhnung im letzten und dazwischen eine Szene, in der die schlichte Kunst Bildracs in ihrer ganzen Wirkung zutage tritt. Nachdem sich Dumas und Pain vertracht haben, kommt Jeanne Dumas zu dem Freund ihres Mannes, um diesen Streit aus der Welt zu schaffen.

17) „La Brouille“ ist die einzige wertvolle Komödie, die seit dem Krieg in der „Comédie Française“ uraufgeführt worden ist.

Zum erstenmal seit ihrer Heirat findet sie sich wieder mit Pain allein, den sie seit vielen Jahren kennt und schätzt. Es entsteht bald zwischen ihnen eine intime Atmosphäre. Das Gefühl, das sie füreinander empfinden, wagen sie nicht mit Namen zu nennen: es ist halb Freundschaft, halb Liebe. Pain stellt diese vertraute Freundin über seine etwas kleinliche und neidische Gattin; jeder Gedanke an einen möglichen Ehebruch wird aber sehr geschickt durch einfache Worte vermieden. „Et puis quoi? Est ce là une vérité dont nous puissions avoir peur? Dites? Vous êtes Jeanne Dumas, Jeanne la sage, Jeanne la bonne, Jeanne la droite.“ Und Pain spricht einen Gedanken aus, der durch das ganze Werk Bildracs wiederkehrt: „Il m'est souvent arrivé de penser que nous avons pour chacun des êtres que nous aimons une façon différente d'aimer, de faire la confidence de nous mêmes . . . On ne goûte bien ses amis que séparément et on ne peut se prodiguer à chacun d'eux sans léser tous les autres.“

Das „théâtre intimiste“ Bildracs erinnert manchmal an das „théâtre du silence“ J.-J. Bernard's. Hier wie dort finden wir denselben poetischen Nimbus um banale Geschehnisse, dieselbe Liebe zu den einfachen Menschen, die Beobachtung ihrer tiefen, verborgenen, unverstanden gebliebenen Gefühle. Hier wie dort sind alle Personen gute, aber etwas beschränkte Menschen: sie werden selten von großen Leidenschaften ergriffen; sie lehnen sich nie gegen die Unbarmherzigkeit des Schicksals auf.<sup>18)</sup> Ein solches Theater ist echt französisch. Selbst im Jahrhundert der klassischen Tragödie bemerkte Saint Evremond, daß die französischen Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken sollte, aufs höchste Zärtlichkeit erzeuge, daß Rührung die Stelle der Erschütterung und Erstaunen die Stelle des Schreckens vertrete. Es ist z. B. nicht zu leugnen, daß der Mangel an Empfindung der Frau Béliard das ganze Stück erkalten läßt, um so mehr, als die Leidenschaft Saulniers ziemlich ungeschickt zum Ausdruck kommt und die Liebe der Madeleine stumm bleibt. Auch hat Bildrac nicht in der Schilderung der Liebe, sondern eines ruhigeren Gefühls, der Freundschaft, sein großes Talent entfaltet. Die Freundschaft, wie er sie versteht, ist keine laute Kameradschaft, noch dieses stolze, hehre Gefühl, das selbst die Liebe besiegen kann; sondern sie ist die Brücke zwischen zwei Menschenseelen; sie allein hilft die Selbstsucht überwinden und spendet das reinste Glück. Der Kampf, den die Menschen um diese Freundschaft, gegen sich und ihre Umgebung, liefern müssen, das ist der Stoff, den Bildrac in seinen Gedichten und in seinen Bühnenwerken immer mit Vorliebe behandelt.

Wenn wir uns zum Schluß fragen „Wie steht es um die Zukunft des französischen Theaters?“ darf die Antwort optimistisch ausfallen. Baty, Copeau, Dullin, Jouvet haben endlich ihre Verdienste offiziell anerkannt gesehen. Sie wirken nun an der „Comédie-Française“ als Regisseure mit.<sup>19)</sup>

18) Bildracs Charaktere, Ségard ausgenommen, entsagen aber nicht so leicht dem erstäubten Glück. Sie sind fast alle wenn auch keine Kämpfer, so doch jähzornige Naturen.

19) Jeder wirkt an seinem eigenen Theater fort. Copeau hat einige Monate lang das Theater der „Porte St. Martin“ zu neuem Leben erweckt und dort ein bedeutendes Werk von Raynal „Napoléon Unique“ aufgeführt.

Andererseits zeichnen sich immer neue junge Dramatiker durch talentvolle Werke aus. Zu den schon bekannten Passeur und Salacrou gesellten sich neuerdings André Joffet, der Verfasser von „Elizabeth, la femme sans hommes“ und Jean Anouilh, dessen „Voyageur sans bagages“ zur Zeit viel Aufsehen erregt. Mehr noch: diese Stücke werden von der Kritik wohlwollend besprochen und vom Publikum gut aufgenommen.

Es hat also den Anschein, als ob das Theater trotz Radio und Kino und dem wachsenden Interesse für sportliche Veranstaltungen noch lange nicht sterben wollte.

## Vom slavischen Heldenlied.

Von

R. Trautmann.

Aus dem weiten und für allgemeine Erkenntnisse ungemein fruchtbaren Gebiete slavischer Volksdichtung ragt das Heldenlied, häufig voll großer dichterischer Schönheit, immer mit einem interessanten und kulturell wichtigen Stoffe gefüllt, der sich völkisch und zwischenvölkisch ausbreitet, hervor. Was andere wohlgepflegte Wissenschaften, wie die germanische und romanische Philologie, entbehren oder nur bruchstückweise zeigen, liegt auf slavischem Boden in über-raschender Fülle als Denkmal einer vor vielen Jahrhunderten beginnenden und oft bis in unsere Tage hinein währenden Entwicklung vor.<sup>1)</sup>

Ignoriert man einmal bewußt die manchmal recht beträchtlichen Differenzen, die das andersartige Volkstum in Form und Gehalt des Heldenliedes schafft, so kann man mittelalterliches europäisches Heldenlied und epischen Sang von Spanien bis Rußland, von Skandinavien bis zum Balkan als einheitlichen Raum begreifen, in dem wir vielfach ähnlichen Stoffen und Formen nicht nur, sondern auch vielfach ähnlicher Lebensführung und Geisteshaltung begegnen.<sup>2)</sup>

Hat aber der Westen und Norden Europas die einfachere Form des epischen Einzelliedes häufig früh verloren und ist früh zu großen Epen fortgeschritten,

1) Wer sich weiterhin für die großen Probleme des europäischen und insbesondere des slavischen Heldenliedes interessiert, sei auf den programmatischen und weit ausgreifenden Aufsatz von W. Braun und Th. Frings, Heldenlied (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, hrsg. von Th. Frings, Bd. 59 vom Jahre 1935) verwiesen, wo man auch S. 304ff. eine ausführliche und kritische Bibliographie zum Thema „Heldenlied“ findet. Bezüglich des russischen Heldenliedes, der Byline, verweise ich auf meine umfassende Darstellung: R. Trautmann, die Volksdichtung der Großrussen, 1. Bd.: Das Heldenlied (Die Byline), Heidelberg 1935.

2) Wegen des Problems des heldischen Menschen und der heroischen Lebensauffassung verweise ich auf das Buch von G. Gesemann, Der Montenegrinische Mensch, 1934, wo in geschickter, die Ergebnisse besonders des großen serbischen Gelehrten Cvijić bequem verarbeitender Weise, von einem kleinen Raume her der balkanische heldische Mensch geschildert wird, freilich etwas überfüllt und outriert.

in denen häufig der Stoff der Einzellieder in komplizierter und neuartiger Weise verarbeitet wurde, — so liegt der bleibende Wert des slavischen Heldenliedes schon darin, daß uns die anfängliche Form eines epischen Einzelliedes von verhältnismäßiger Kürze in bisweilen schlichter, bisweilen reicherer Gestalt bis auf unsere Tage hin bei den Slaven bewahrt blieb, bei den Slaven, d. h. in Wahrheit nur bei zwei Völkern, bei den Serbokroaten und bei den Großrussen. Und so bekommen wir für West- und Nordeuropa den alten Unterbau der epischen Dichtgattung, und dazu ist dieser Unterbau so beschaffen, daß wir zwei wesentliche Entwicklungsstufen kennen lernen: das echte Heldenlied vornehmlich bei Serbokroaten und auch bei Großrussen, dann das Spielmannslied, das grundsätzlich jünger ist, bei den Großrussen, die es sogar in noch jüngerer Zeit zu einem richtigen historischen Liede, sogar zu einer poetischen Erzählung modernerer Form brachten, so daß wir in Rußland größere Lebendigkeit und Neugestaltung des Alten bemerken, bei Serbokroaten mehr das unberührtere Bewahren des Alten feststellen.

Am nächsten also dem echten ursprünglichen mittelmeerisch-nordischen Heldenlied blieb der serbokroatische Heldenfang. Einiges Wesentliche möchte ich anführen, — von der besonderen Form, von dem manchmal so herrlichen Inhalt sehe ich mehr ab.

Wichtig ist es zunächst, daß noch im Weltkriege bei den Serben neue richtige Heldenlieder entstehen konnten: in einem serbischen Lazarett improvisierte ein Sänger ein Lied über den Heldentod des Sohnes des Lazarettarztes. Unter den Liedern, die mir in meinem Zimmer in Sarajevo 1931 ein bosnischer Guslar vorsang, der Vortrag in Wort und Ton gut beherrschte, fand sich eines, das das Attentat von Sarajevo auf Erzherzog Franz Ferdinand behandelte, nach alter Weise geformt und zu den Gusle gesungen. Als im J. 1840 der herzogovininische Feudalherr Smajlsaga Čengić einem montenegrinischen Überfall zum Opfer fiel, dichtete sein Fahnenträger auf dem Rückweg vom Schlachtfeld ein Lied auf seinen Tod.

Also so weit wir sehen: ein bestimmtes äußeres Ereignis bildet in dieser alten Phase der Entwicklung den Ausgangspunkt für ein neues Lied. Doch dies Ereignis wird sofort, schon unmittelbar bei der Konzeption des Liedes, gewaltig umgeformt und in bestimmter Weise stilisiert: denn der Sänger fügt sich selbstverständlich und sozusagen automatisch in den alten geheiligten Formzwang hinein, empfindet sich nur als Glied einer unendlichen und uralten Kette — vor allem muß er auch die für seine Volksdichtart seit alters verbindliche sog. ideologische Steigerung bewahren. Und diese Verbindlichkeit gilt, so weit wir sehen, also seit vielen Jahrhunderten, nicht nur bei den Serben, sondern auch bei den Großrussen.

Um einiges zu erwähnen, was schließlich dem Heldenlied in unserm Raum das Gepräge gibt: man hat Kompositionsschemata, besonders solche für den Liedbeginn — denn das Lied wird eben sofort in eine weitgehend entrealisierte, typisierte Welt versetzt. So beginnt ein Lied über den Tod von Smajlsaga Čengić

mit folgenden Worten: „Es steigen auf zum Fluge zwei Vögel, zwei unheilverkündende Raben, die Duga überflogen sie und die Golija, bis sie dann herabflogen in das weite Gacko-Feld. Lange flogen sie herum, bis sie sich schließlich herabließen geradewegs auf die Burg des Čengić-Smajlaga. Und wie sie sich herabgelassen hatten, so fingen sie an zu krächzen, und es hörte sie das Weib des Smajlaga“. — Und nun folgt die Schilderung des Ereignisses durch die beiden Raben.

So steht auch in der klassischen Vukschen Liedersammlung ein Lied, das ein Sänger über ein Erlebnis aus seinem eigenen Leben dichtete, — den Liedstoff kennen wir gleichzeitig aus der eigenen prosaischen Wiedergabe des Geschehnisses. Es war nicht gerade bedeutend: der Sänger erschlug einst in der Notwehr einen Türken und mußte deshalb über die Grenze flüchten. Und nun macht er nach den alten Vorbildern im Liede eine reine Heldenmär — das wirkliche Ereignis wird vollkommen umgestaltet und in den großen Zügen des Liedes wird die geschichtliche Wirklichkeit nicht bewahrt.

Denn das Wichtigste ist, daß das echte Heldenlied aus dem Alltag der Realität befreit und in ganz bestimmter Weise ideologisch gesteigert wird — es will gar nicht historisches Lied sein. Und so dichtete sich der Sänger, der sein eigenes Erlebnis sang, nicht nur (wie viele vor und nach ihm) zu einer gewaltigen Heldengestalt empor — hinzu kommt im Liede ein starkes ethisches Element, der Sänger gestaltet seine Tat um zu einem bewußten Eintreten für Recht und Gemeinwohl, zu einer moralischen Pflicht.

Denn dem Heldenliede eignet der Gedanke an hohe Interessen des Glaubens oder der Nation — es wird wohl eine Einzeltat, ein Einzelgeschehnis im Heldenliede gesungen, aber von einem überindividuellen Standpunkt aus erhält die individuelle Tat Berechtigung und höhere Weihe. Mindestens tritt der Dienst an der Idee des Heldentums als deutlich zu erkennendes Ziel der Heldenlieder älterer und neuerer Zeit heraus. Der epische Bericht von einer Tat oder einem Geschehen und deren heroische Steigerung — das ist Sinn und Zweck der Heldenlieder, nicht nur auf dem Balkan.

Unser serbokroatisches Heldenlied wird speziell dadurch charakterisiert, daß es in besonders geprägter Weise die Einzeltat der Einzelpersonlichkeit idealistisch zur Darstellung bringt: es trägt eine auffallend idealistische Färbung bei strenger realistischer Darstellung von Einzelzügen. Zweikämpfe, Gefangennahmen, Entführungen geben den wesentlichen Inhalt. Diese eigenartige Stellung tritt am klarsten in den alten und ruhmreichen Liedern von der Schlacht auf dem Amselfelde heraus: die gewaltige Schlacht vom J. 1389, unauslöschlich bis heute im Bewußtsein des serbischen Volkes als Warnung und Mahnung, wird nur in Einzel Liedern gesungen, die jeweils in typischer Weise eine Begebenheit oder ein Geschehnis von eindringlicher Bedeutung vorführen — genau wie das in Rußland etwa mit dem „Fall von Kijev“ im XIII./XIV. Jahrh. geschah. Auch die andern sehr zahlreichen Lieder, die Geschehnisse vom XIV. Jahrh. bis zum Weltkrieg darstellen, gruppieren sich um einzelne Gestalten, Ereignisse,

Interessengebiete der serbokroatischen Vergangenheit. Das Kriegerische, Heldische obwaltet durchaus — es sind männliche Lieder; und die Frauenlieder liegen entschieden ab, auch die mehr novellenhaften Stoffe, die in Rußland so rasch ins Heldenlied gerieten. Einzelgeschehnisse, Episoden werden also geschildert — und diesem alten Grundzug des Heldenliedes, das Einzellied ist, sind Serben wie auch Russen so verhaftet geblieben, daß nie ein Zusammenschluß zum großen oder kleinen Epos, nie die Umformung ins große Epos, erfolgte, obwohl doch gerade das ideologische Moment gegeben war und die zentrale nationale Idee hinter den Einzelliedern lag.

Noch folgende Konstatierung ist von grundlegender Bedeutung: das Heldenlied in seiner bei den Serbokroaten so langlebigen Form wächst aus einer bestimmten Lebensform heraus, der „heldischen Lebensform“, die auf dem Balkan mit der teilweise noch heute vorhandenen patriarchalischen Kultur verbunden ist: daher auch die Langlebigkeit dieses einfachen Heldenliedes, das im Westen vor 1000 Jahren verklang. Diese Kultur ist an eigentümliche Voraussetzungen gebunden: die Stammesorganisation mit der Großfamilie; an die Achtung von persönlichen Einzelleistungen dabei und an besondere Charaktereigenschaften, die sich aus der harten und gewaltfamen Natur des Landes ebenso ergeben wie etwa im altgermanischen Norwegen oder Island. Ahnenverehrung ist vorhanden und ein ausgesprochener Heldenkult, — so daß man mit Recht von einer heldischen Lebensform sprechen kann.

Das ist einiges von den echten und einfachen Grundlagen des alten Heldenliedes: manches wird man zweifellos auf germanische und romanische Zeiten übertragen dürfen. Und für die germanische und romanische Epik des Mittelalters ergibt sich negativ, daß keine epische Großdichtung entsteht in einem Milieu und einem Kulturraum, solange hier das einfache heldische Leben noch in voller Blüte steht: das Nibelungenlied oder Firdausis herrliches Nationalepos sind unter neuen Bedingungen entstanden, die mit der Welt des schlichten Heldenliedes nur noch Erinnerung und Sehnsucht gemein haben. Notwendig sind dem Entstehen eines heldischen Großepos zuträgliche Zeittendenzen und das Aufwachsen einer großen Dichterpersönlichkeit, die das Zerstückelte sammelt und dem neuen Werk die großen Konturen und Richtlinien gibt, von denen nur Keime im einfachen Heldenliede liegen. Die Heldenlieder, die „Homer“, der Dichter des Nibelungenliedes, Firdausi vorfanden, verarbeiteten sie nicht eigentlich anders als Ariost und Tasso andersgeartete Quellen zu ihren großen Kunstepen.

\*                      \*                      \*

Das russische Heldenlied, dessen wichtigster Bestand in der Wissenschaft den terminus technicus *Byline* trägt, gibt der vergleichenden epischen Forschung viel neues und wichtiges Material. Ich sagte schon, daß wir stärkere Entwicklung finden als in Serbien, und tatsächlich können wir auch, wofern wir geneigt sind, Forschung mit Intuition zusammen arbeiten zu lassen, einen jahrhundertelangen Ablauf der gesamten Volksdichtart in den wesentlichen Etappen verfolgen. Es

ist bisher der einzige Fall überhaupt, daß man die gar nicht einfache Geschichte einfacher Heldeneinzellieder überschauen kann, darin liegt zunächst der hohe methodische Wert dieser Dinge, wenn ich von den bisweilen hohen dichterischen Qualitäten der Bylinen absehe.

Wir nehmen an, daß die Ursicht eines russischen Heldenliedes in der Kijever Zeit, vom IX.—XIII. Jahrh., liegt. Die Dichtart wird gepflegt sein, so wie in der Folgezeit, von den Mitgliedern der fürstlichen Gefolgshaften, der Druzinen, wo alte heldische Lebensführung und Gesinnung herrschten, und auch ausländischer Einfluß, besonders von Scandinavien her, günstig einwirken konnte. Daneben brachten die byzantinischen Spielleute, die Skomorochen, internationalen Stoffvorrat und eine Fülle weit verbreiteter Motive jetzt schon nach Altrußland, — durch diesen doppelten Ursprung der Byline wurde zweifellos von Anbeginn ihr Bild farbiger als bei den Serben.

Die eigentliche Byline aber ist durchaus großrussisch und entstand gegen Ausgang des XIII. Jahrh., besonders im XIV. und XV. Jahrh., im mittelrussischen und Nowgoroder Raum, wo der Zusammenhang mit den germanischen und andern europäischen Ländern nie abgerissen war.

Im XV. Jahrhundert, das der vollen Moskauer Zeit angehört, ist die Byline in Gehalt und Form vollendet. Am Beginn der neuen Gattung steht die nationale Katastrophe, die das Kijever Reich im XIII. Jahrh. traf; und die Bylinedichtung ist in ihrer alten Hauptrichtung dieser als maßgebend gefühlten Kijever Vergangenheit zugewandt: Kijev und alles das, was der Großrusse in diesen Begriff hineinlegt von Trauer um Verlorenes und Sehnsucht nach besserer nationaler Zukunft, erhält einen heiligen Klang. Um Kijev spielt ein großer Teil der Bylinen, in denen auch der kämpferische Geist lange erhalten blieb, um so mehr, als ja nun die religiös-nationalen Kämpfe gegen die Tataren alles Heldentum entfachen. Für die Entstehung der Bylinedichtung ist ihre nationale Haltung genau so charakteristisch wie für die der altrussischen Annalistik, und folgende Worte einer im Grunde sehr alten Byline geben das uranfängliche Thema an:

Ich werde dienen für den Glauben, für das Vaterland,  
ich werde einstehen für Kijev die Fürstenstadt,  
werde einstehen für Gottes Kirchen all,  
werde einstehen für Vladimir den Fürst.

Von diesen ältesten Heldenliedern sind uns sicherlich viele verloren; manche mochten mit dem Tage vergehen, wenn ein Gefolgsmann seinen Herren oder ein kriegerisches Abenteuer besang, das rasch welkte.

Der ansteigenden, innerlich sich festigenden, nach außen wachsenden Kraftfülle des großrussischen, betont Moskauer Staates und Volkstums folgt die Volksdichtung, die ja am gelungensten die seelischen Kräfte und Möglichkeiten eines Altvolkes ausdrückt. Und so sind das XVI. und XVII. Jahrh., die staatliche und kulturelle Blütezeit des Moskauer Altrußland, auch zugleich Blütezeit der

gesamten Volksdichtung und vor allem unserer Byline. Viele neue Lieder entstehen. Nunmehr ist eine bedeutende Strukturveränderung dadurch vor sich gegangen, daß der Spielmann, der Skomoroch, wesentlicher Träger der Bylinedichtung wurde: er trägt sie dem Volke in all seine Schichten zu, die teilweise Ffolierung in den alten feudalen Druzinakreisen wird überwunden. Und diese Skomorochenkunst mußte sich in Gehalt und Form der Lieder vielfältig bemerkbar machen: manches alte Heldenlied wird von ihnen nicht rezipiert und verklingt; alte Heldenlieder werden umgesungen und erneuert, manchmal in radikaler Weise, — hatten sich doch mittlerweile auch die politischen Verhältnisse grundlegend verändert, da die Tataren, die Herrscher von gestern, die Unterlegenen von heute geworden waren.

Gegenüber also dem Rjever Altertum, das dem Namen nach bewahrt wird, dringt die neue Moskauer Wirklichkeit ins Heldenlied. Das Heldische aber und Kriegerische tritt naturgemäß stärker zurück, novellistische Motive werden beliebter; ein spielerischer, scherzhafter, häufig grazioser, häufig frivoler Ton kann die alten Lieder durchsetzen oder zersetzen; neue Lieder entstehen, wobei manch echter Skomorochengesang, wie der treffliche „Bavilo“, uns heute noch erfreuen kann. In dieser Zeit des XVI. und XVII. Jahrh. also kein eigentlicher Verfall, wenn auch weitgehend Neues an die Stelle des Alten tritt. In dieser Zeit gelangt ja auch das Märchen zu seiner reifsten Form, entsteht das historische Lied, um von den neuen Ereignissen zu singen, etwa von Ivan Groznyi, entsteht auch, abgesplittert von der Byline, das Geistliche Lied, das die Pflege des religiösen Gefühles wundervoll übernimmt.

Im XVII. Jahrh. aber geschieht etwas Weiteres in unserer Sphäre: Staat und Kirche verfolgen den Skomoroch, drängen ihn in den Norden Rußlands ab, so wie es auch den Altgläubigen erging; hier lernt mittlerweile der begabte großrussische Bauer das Heldenlied, das ihm schon früh vertraut war, und bewahrt es in hoher Blüte bis ins XIX. Jahrh. hinein, zum Teil in abgelegener Landschaft bis heute.

Aber diese Rezeption durch den Bauern greift das Gefüge der Byline vielfach an: das Kriegerische tritt bei der sesshaften friedlichen Bevölkerung des Nordraums, die nie große Kriegsnot im eigenen Lande erlebte, noch mehr zurück; das Märchen wirkt stärker als vordem ein, da es hier im Norden hoch geehrt und gepflegt wird; das XVII. und XVIII. Jahrh. schafft schließlich schon neue Bylinien, die mehr poetische Erzählungen sind.

Aber dann geht im XVIII. Jahrh. der uralte Dreiklang von Wort, Gesang, Guslienspiel verloren: der Bauer lernt nicht mehr die Gusli, und so ist bald dem Verfall der Dichtart Lür und Lor geöffnet: und diesen Verfall können wir seit dem XVIII. Jahrh. bis heute in seinen vielen und sehr interessanten Formen verfolgen. Ganze Landschaften haben im XIX. Jahrh. die Volksdichtart verloren, natürlich zuerst die, in denen die europäische Kultur seit dem XVIII. Jahrh. am intensivsten einbricht, also Mittelrußland. Das XVIII. Jahrh. eben bedeutet in der Geschichte der vornehmsten großrussischen Volksdichtart einen ent-

scheidenden Bruch: jetzt bricht die westeuropäische Neukultur, Vorläuferin der europäisch-amerikanischen Maschinenkultur des XIX. und XX. Jahrh., in den russischen Raum und drängt, so weit sie sie nicht vernichtet, die alten volksnahen Erscheinungsformen der slavisch-osteuropäischen Kultur an die Peripherie des Siedlungsgebietes ab. Diese Kultur wird repräsentiert von vielen Dingen der materiellen Kultur, die sich einzigartig lange im konservativen Nordraum erhielten; neben sie stellen sich die künstlerischen Erscheinungsformen: als Repräsentantin der alten nordischen Architektur die Holzkirche, dann die Gattungen der Volksdichtart und Volkserzählart, Sage, Märchen, Anekdote und Lyrisches Volkslied, Geistliches Lied und unsere Byline.

Daneben bietet die ungeheure Ausbreitung der Byline im Raume viel, was für jede Volksdichtforschung interessant ist.

Zunächst hängt die Liedverbreitung über den landschaftlichen Raum mit der Kolonisationsbewegung der großrussischen Volksmassen zusammen, — überall hin wird in der traditionserfüllten alten Zeit die Byline als wertvoller geistiger ererbter Besitz genommen.

Dabei ist entscheidend, daß im XIV./XV. Jahrh. von den beiden alten Hauptnestern unserer Dichtart, vom Gebiet des alten Novgorod am Wolchow und östlicher vom Wolga-Ökagebiet aus die Kolonisation des russischen Nordens vollendet wird, bis er um das Weiße Meer und gen Osten bis zur Peçora im festen Zusammenhang mit den westlichen und südlichen Ausgangslandschaften besiedelt war: das intensive Leben des Nordens nahm kräftig die Volksdichtung als eisernen Lebensbestand in sich auf, trug sie herum im Raum und bewahrte sie, sie köstlich pflegend, jahrhundertlang. Das neue Nest künstlerisch vollendetster Lieder bleibt im Westen, im alten Novgoroder Siedlungsraum.

Ein neuer Vorstoß trägt später Volksmassen ostwärts nach Perm und Sibirien, vor allem im XVII. Jahrh. Die Terscheküste und die Winterküste des Weißen Meeres waren seit dem XVI. Jahrh., Pinega und Mezen schon seit dem XV. Jahrh., die Peçora seit dem XVI. Jahrh. von Großrussen dauernd besiedelt. Und im XVI. und XVII. Jahrh. wird die zur höchsten Blüte gelangte Byline über die großen Nordräume bis tief nach Sibirien hineingetragen. Doch auch noch späterhin hat die innere Fluktuation der Bevölkerung in unzähligen Einzelstößen die Bylinendichtung, d. h. Sänger und Sängerfamilien, in die weiten Räume getragen, wo wir sie bis ins XX. Jahrh. hinein nachweisen können.

Das Ausdehnungsgebiet nämlich der Byline umfaßte das europäische und asiatische Rußland. Westsibirien gab uns im XVIII. Jahrh. die erste größere Liedersammlung eines unbekanntem Liebhabers, die hohe Volksdichtungskultur verrät. Das Jakutengebiet hat die Byline gut gekannt, und die Mündung der Indigirka in das Eismeer gab manches Lied. Der südlichste Punkt in Asien aber liegt in Buchtarna am Irtyš, also im südwestlichen Vorland des Altai-gebirges.

So wichtig das ist, das Insgesamt der Bylinendichtart können wir nur an dem Liedbestand erkennen, den uns die ungeheuer ausgedehnten und abgelegenen nordeuropäischen Räume geben: die Bylinendichtung als Hochblüte russischer Volkskunst, die ganz eigenartigen Bedingungen ihres Fortlebens in der Landschaft und ihrer eingeseffenen Bauernbevölkerung, das Problem des Sängers und seiner Zuhörer sind nur in diesen Gebieten erkennbar und nachlebbbar. Hier lebt teilweise noch heute die Byline.

Das „Island des russischen Heldenanges“ liegt im alten Gouvernement Olonec, in dem der ausgezeichnete Rybnikov 1860 die Byline entdeckte. Dann sammelt Hilferding, der sein Werk mit dem Tode bezahlt, in dieser Landschaft noch einmal: es gelang ihm, etwa 70 Sänger und Sängerinnen mit etwa 300 Liedern zu hören. In eben diesen von Rybnikov und Hilferding erforschten Raum war eine Expedition gerichtet, die die beiden trefflichen Folkloristen, die Brüder Sokolov, 1926—1928 unternahmen: es wurden 370 Lieder von 135 Sängern aufgezeichnet. Der Wert dieser letzten Forschung liegt darin, daß wir nun die Veränderung der Dichtart im selben Raum verfolgen können. Viel wichtiges Material konnte in den Jahren um 1900 gesammelt werden von Grigorjev, Markov, Dněukov an der Westküste des Weißen Meeres, an der Pinega und Pečora.

\*

\*

\*

Die Einsichten über den Sänger und seinen Lebensraum, die das seit dem XVIII. Jahrh. gesammelte Material gewährt, gehören zum Wertvollsten, was die Slavistik der allgemeinen Folkloristik zuführen kann. Einiges nur will ich nennen.

Aus dem Stadium des schaffenden Dichters, des Noeden, sind wir in Rußland längst heraus, vor allem seit dem Augenblicke, wo der freie Bauer des Nordens die Dichtart aufnahm. Wir befinden uns im Stadium des Rhapsodentums: aber das heißt nicht slavisches Nachsingen von Altem, einst Erlerntem, es ist ein komplizierter Zwischenzustand zwischen Tradition und eigener Gestaltung. An manchen Punkten hat auch der Bauer Neues gegeben, denn mancher Bauer-Sänger hat ein wunderbares Gefühl für Rhythmik, ein anderer liebt das Farbige der Schilderung und singt dann nach seinem Können das alte Lied um.

Der europäische Nordraum Rußlands hat günstige Bedingungen zur Erhaltung der alten Dichtart gehabt: seine abgeschiedene Lage, die bewirkte, daß vom XVII. bis XX. Jahrh. das große vaterländische Geschehen im Süden vor sich ging; daß die Neukultur langsam und zersplittert den Raum erfüllte. Es gab sehr wenig Schulen — und die guten Sänger sind immer Analphabeten gewesen. Die klimatischen Verhältnisse nötigen selbst diese fleißige nordische Bevölkerung zur Ruße, man hat nur einige Monate Zeit zur Arbeit auf dem Felde; Fischfang auch, Pelztierjagd, Holzfällerei sind an feste zeitliche Grenzen gebunden. Der Herbst kommt früh und der Winter ist unendlich lang und schwer. An der Pečora z. B. ist der Tag sehr kurz; nach wenigen Stunden muß die Arbeit

ruhen, denn um 4 Uhr sinkt die Nacht herein; in dem kleinen Kreis von Fischern beispielsweise, der sich zusammenfand, treten dann Liedersänger und Märchen-erzähler in ihre Rechte, die nun stundenlang singen und sagen. Denn außer der Verbundenheit mit Gott ist die Liebe zur alten Volksdichtung das dominierende geistige Gebiet — und sie gewährt auch die Möglichkeit, die Muße zu verbringen.

Die russische Volksdichtung hatte jahrhundertlang den Kreis, den sie verlangte: ein primitives und fabulierlustiges, unaufgeklärtes und wundergläubiges Volk, das gerne der ermüdenden und ungenügenden Gegenwart entflieht. Und dieser völkische Kreis erfüllte auch eine Voraussetzung, die allein eine durch Jahrhunderte schreitende Tradition ermöglicht: er glaubte und verehrte. Das im alten Liede Erzählte muß nicht nur als bedeutend und wertvoll, häufig als vorbildlich empfunden werden, es muß als unbezweifelbare Realität gelten. „Ohne Glauben ans Wunderbare kann die epische Dichtung unmöglich ein natürlich-unmittelbares Dasein führen“, sagte schon Hilferding. Und wundervoll hat die seelische Situation der ausgezeichnete Dněkov geschildert: „Der Pečorze legt sich in den meisten Fällen nicht einmal die Frage vor, ob das alles auch wahr sei, was die Byline singe. Für die meisten ist alles Ungewöhnliche und Wunderbare durchaus möglich. Und man muß sehen, mit welcher lebendigen Begeisterung und Aufmerksamkeit die Pečorzen die Bylinen anhören. Übrigens stellt sich für den Pečorzen das Wunderbare in den Bylinen gar nicht als etwas Besonderes dar. Erfüllt von diesem Wunderbaren ist sein wirkliches Leben, des Wunderbaren und Unerklärlichen voll ist die ihn umgebende Welt: in Flüssen und Seen wohnen die Wassergeister, im Walde die Waldgeister, im eignen Hause wohnt hinterm Ofen der Hausgeist, in der Umgebung hausen Werwölfe, Hexen, böse Geister, Zauberer, die einen, wenn man sie reizt, in den braunen Ur verwandeln“.

Die Bylinen lernt man meist in der Kindheit, mit 10, ja mit 8 oder 9 Jahren. Und man lernt sie nur mit der Melodie zusammen — bis zum XVIII. Jahrh. zweifellos auch mit der Guslibegleitung. Die Bylinentradition ist ungemein häufig in einer Familie erblich. Die berühmteste Sängerfamilie, die wir kennen, ist die der Rjabinins: Trofim Rjabinin, der 1885 starb 94 Jahre alt, ein wohlhabender Bauer und aufrecht stolzer Mann, der manche Byline von einem Onkel lernte, übergab seine Kunst dem Sohne Ivan und von Ivans Stiefsohn wieder haben wir Aufzeichnungen vom Jahre 1921, so daß wir eine Byline kennen, die in derselben Familie über 100 Jahre lebte. Und solcher Fälle hat es unausdenkbar viele gegeben.

Es gibt auch Dörfer, von denen man sagen kann, daß sie singen. Im J. 1899 noch waren in einem Dorfe der Winterküste mit etwa 170 Höfen 24 Sänger und Sängerinnen vorhanden. Manche Landschaft war, wie sich Hilferding ausdrückt, „mit dem Geist der epischen Poesie geradezu durchtränkt“. Ohne diese ungewöhnliche und intensive Pflege kann echte Volksdichtung eben nicht echt und frei und gedeihlich leben.

Für Pflege der Dichtung und ihre Überlieferung ist noch das von Bedeutung:

das durchschnittliche Lebensalter des Menschen im strengen, aber gefunden Nordraum lag hoch, so daß der Vater sogar seine Urenkelkinder erleben konnte. Und unsere geistig lebendigen und wirtschaftlich oft gesicherten Bauernsänger erreichten oft ein erstaunliches Alter. Ein besonderer Fall ist der: ein Sänger, von dem 1906 zwei Lieder aufgezeichnet wurden, war 86 Jahre alt; Lehrer war ihm der Vater gewesen, der die Bylinen um 1780 lernte. Man kann also sagen, daß ein Sänger sein um 1860 gesungenes Lied um 1810 lernte und sein Lehrer es um 1750 übernahm; bei fünfmaliger Liedübertragung kommen wir also zum Jahre 1600. — Was das für die Tradition bedeutet, liegt auf der Hand.

Bei all dem, was skizziert wurde, bildet sich echt und leicht das Gefühl beim Sänger heraus, nur Glied in einer unendlichen Kette zu sein. So wie das der vortreffliche Ivan Njabinin ausdrückte, als er Bylinen, die das Volk „Stariny“ (d. h. altertümliche Lieder) nennt, in Moskau vortrug. Als ihn ein Schulleiter um Beseitigung „anstößiger“ Verse bat, sagte er ruhig: „Kann man denn aus einer Byline etwas auslassen? Deswegen ist es eine Starina, daß so, wie die Alten sangen, auch wir singen müssen. Nicht von uns wurde sie verfaßt, und sie endet nicht mit uns“.

Der Sänger will demnach das gelernte Lied bewußt so wieder singen, wie er es übernahm. Aber das Individuum bricht sich Bahn, besonders wenn es geisteskräftig und eigenwillig ist; und das Einwirken des Individuums können wir in unserer Dichtung innerhalb bestimmter Grenzen bemerken.

Folgendes gilt natürlich auch für die Bylinendichtung: nicht das Volk singt, wie man einst meinte. Es liebt die Byline und verehrt sie, aber nur der Begabte und aus der Gemeinschaft Hervorragende kann Sänger sein. Vor allem muß er eine große Anzahl Lieder beherrschen können: das erst gibt ihm sichere Beherrschung der Liedtechnik, Sicherheit im Gut der Formeln, der Szenen, vor allem tiefes Verstehen und Versinken in die heroische und phantastische Welt seiner Dichtart, in der er mit ganzer Seele leben muß.

Interessant ist es nun, daß das Leistungsmaximum der bedeutendsten Sänger so hoch etwa lag, wie der Liedbestand, der in einer kleineren, überschaubaren Landschaft umlief — es sind ungefähr 30 Einzellieder. Der begnadete Sänger repräsentiert die Bylinenlandschaft, er gibt das Niveau der Landschaft an, den Wertmaßstab in der Landschaft nach ihm; die Landschaft bedarf der bedeutenden Sängerpersönlichkeit, um zu blühen und nicht in den Staub der Gewöhnlichkeit zu versinken, — die Landschaft blüht nur bei beständiger Bereicherung durch den großen Sänger, mag er in alten Tagen ein echter Noede gewesen oder in unserm nordrussischen Falle längst schon Rhapsode sein.

\*

\*

\*

Ich gebe in Übersetzung eine knappe Byline, betitelt „Die Brüder Dorodovic“, die ein balladenhaftes Thema, Zusammentreffen zweier Brüder im freien Feld, tragisch gewendet und dichterisch vollendet, behandelt, — aufgezeichnet im XIX. Jahrh. in Nordrußland.

Der gespannt-dramatische Ablauf, die verhaltene, aber intensive Darstellung des Gefühlsmäßigen, etwa des Sippengefühles, erreichen Art und Kunst des serbischen Heldenliedes, entstammen aber den eigenen Entwicklungsmöglichkeiten der Epyllendichtung. Das Lied hat bedeutende dichterische Qualitäten, das eigentlich „Zeitliche“ tritt gegenüber dem Menschlichen und Künstlerischen zurück; klar und sauber wird die südrussische Landschaft, die dies nordische Lied wunderbar erhielt, gezeichnet, das Gebiet der Wiesensteppe mit ihrem reichlichen Gras und ihrem zerstreuten Wald, die Landschaft der Kurhane (der Hügelgräber), die weit ins russische Land schauen lassen. Das Uelied mag im XV. oder XVI. Jahrh. in einem Gebiet, das der Wiesensteppe benachbart ist, etwa in der großrussischen Landschaft um Drjol — Kursk — Tambow, entstanden sein.

Liedeingang (Vers 1—14).

Es ritt Michajlo Dorodovic, er ritt hinaus ins freie Feld, ritt hinauf auf einen hohen Berg, sah — schaute hinaus ins freie Feld: sah drei Zeichen dort, das erste Zeichen ganz weiß, das zweite Zeichen ganz rot, das dritte Zeichen ganz schwarz.

Ritt Michajlo zu diesen drei Zeichen hin.

Hauptteil (Vers 15—92).

1. Kam zu den drei Zeichen hin: als erstes Zeichen steht da ein weißes Zelt, als zweites Zeichen auf dem Zelt ein roter Knauf, als drittes Zeichen steht da ein schwarzes Roß.

Vom trefflichen Roß steigt Michajlo herab, gibt dem Roß türkischen Weizen, er selbst geht in das weiße Zelt.

Im weißen Zelt ein tapferer junger Held, — von vielen Wunden verwundet liegt er da.

Fragt er den tapferen jungen Held: „Ei, du tapferer junger Held? Wo hat man dich geschlagen, wo hat man dich verwundet?“

Sprach zu ihm der tapfere junge Held: „Ich war auf den Kurhanwiesen, dort schlug ich mich mit den heidnischen Tataren, — doch traf mich endlich Unglück: am straffen Bogen zerriß die Sehne, es zerbrach die stählerne Keule, die Lanze im Griff begann zu wackeln, der scharfe Säbel brach entzwei. Da umringten mich die heidnischen Tataren, da schlugen, da verwundeten sie mich“.

2. Schreitet hinaus Michajlo aus dem weißen Zelt, setzte sich aufs treffliche Roß, schaute zu den Kurhanwiesen hin. Wieviel da steht von schwarzem Wald, soviel heidnische Tataren sind dort; wieviel Steppengras steht in freiem Feld, mehr als das sind heidnische Tataren da.

Ergriff den jungen Helden da Entsetzen: „Wohin soll ich reiten, wohin lenken mein Roß? Reit' ich in die Wiesen, werde ich erschlagen; reite ich nach Hause, kann mit nichts ich prahlen“.

Ritt auf die Kurhanwiesen: da erschoss er mit dem Bogen unzählige Scharen, da erstach er mit der Lanze unzählige Scharen, mit der Keule erschlug er unzählige Scharen, mit dem Säbel zerhieb er unzählige Scharen.

Doch traf ihn endlich Unheil: am Bogen zerriß die Sehne, es zerbrach die stählerne Keule, die Lanze im Griff begann zu wackeln, der scharfe Säbel brach entzwei.

Da umringten ihn die heidnischen Tataren —, wollen den jungen Helden vom Rosse ziehen. Doch hatte er einen sehr kühnen Kopf, seine ganze Natur war eine Heldennatur: sprang Michajlo vom trefflichen Rosß, ergriff einen heidnischen Tataren, faßte ihn bei seinen heidnischen Beinen, begann mit ihm herumzuschlagen, — er erschlug die Tataren bis zum letzten.

3. Setzte sich Michajlo aufs treffliche Rosß, ritt Michajlo zum weißen Zelt, gab dem Rosß türkischen Weizen.

Michajlo schreitet hinein ins weiße Zelt. Fragte Michajlo den jungen Held: „Ei du tapferer junger Held! Wer ist dein Vater, wer ist deine Mutter? Damit ich deinem Vater den Abschiedsgruß überbringen kann“.

Sprach zu ihm der tapfere junge Held: „Mit Vornamen nennt man Fjodor mich, mit Vatersnamen nennt man mich Dorodovič, — doch nun vermag ich nicht mehr mit dir zu sprechen“.

In dieser Weise kam dem jungen Helden der Tod.

Sprach da Michajlo Dorodovič: „So bist du sichtlich mein leiblicher Bruder, mein älterer Bruder Fjodor Dorodovič“.

Da übergab er seinen Leib der feuchten Erde, seinen Eltern überbrachte er den Abschiedsgruß.

## Der Lyriker Eduard Mörike.

Von

Joachim Müller.

Wenn man bei der Betrachtung Mörikes die grundsätzliche Frage stellt, die man vor jedes dichterische Werk zu setzen hat, nämlich die: wie sieht der Dichter den Menschen, wie verhalten sich seine Menschen in der Welt? — so wird man nicht sagen können, daß Mörike ein lebendiges Bild des Menschen in der Spannung zwischen Einzelfein und Miteinandersein gab, daß es ihm um eine verbindliche Darstellung menschlicher Bewährung und menschlicher Entscheidungen ging. Gerade eine Zeit wie die erste Hälfte des XIX. Jahrh. forderte aber mit ihrer ungeheuren Problematik der menschlichen Existenz in einer zerfallenden Gemeinschaftswelt vom Dichter Gestaltung von Situationen, in denen sich klare Entscheidungen von brennenden Lebensfragen vollzogen. Dabei brauchte natürlich nicht der Anspruch distanzloser Aktualität erhoben zu werden, aber es mußte doch im Sinnbild der Dichtung die Not des Menschen, die bei dem Zusammensturz der bisherigen Wertordnung und uralter Bindungen in ganzer Schwere aufgebrochen war, und die Möglichkeit der Bewältigung dieser Not so unmittelbar aufgezeigt werden, daß sich der Mensch der Zeit, der sich an den Dichter antwortsuchend und auswegheischend wandte, davon in seiner Existenz

berührt fühlte. Je stärker der Mensch der Zeit in der menschlichen Fragwürdigkeit, die er in der Dichtung aufgezeigt fand, seine eigene Situation wieder erkannte, desto stärker mußte er in der dichterischen Überwindung dieser Fragwürdigkeit eine Hoffnung für die Möglichkeit seiner eigenen Errettung aus der furchtbaren Verwirrung ergreifen. Desto mehr war aber der Dichter auch verpflichtet, nicht nur die Not, sondern auch den Weg aus ihr heraus zu zeigen. Wir müssen an dieser Auffassung der dichterischen Sendung immer wieder festhalten, um so mehr, als dies keineswegs ein moralistisches Unsinnen ist, das wir von außen her an die Dichtung heranbringen, sondern ein Maßstab, den wir aus den größten Dichtungen selbst gewannen. Wir erinnern dabei immer wieder an Wolfram.

Wohl hat Mörike zu Beginn seines Schaffens versucht, die Breite der lebendigen Menschenwelt mit ihrer abgrundtiefen Not und ihrer Möglichkeit einer Bewährung einzufangen, was nach unserer Überzeugung nur im Epos oder im Drama geschehen kann, die beide vor der Lyrik das voraus haben, daß sie die Welt des Miteinanderseins vorlebend darzustellen vermögen. Mörike versuchte es mit dem Epos, aber er ist mit seinem Roman (Maler Nolten) deshalb gescheitert, weil er den Blick nicht unvoreingenommen in die Wirklichkeit richtete, sondern einer illusionären Romantik verhaftet blieb, in der die Menschen mehr sinnlos durcheinander geworfenen Marionetten glichen als blutvollen Gestalten. Die Figuren von Mörikes Epik stehen nicht in einer Welt, die die Menschen aufeinander anweist und miteinander schicksalsmäßig verbindet, sondern sie kreisen alle um sich selbst, ohne sich eigentlich je zu begegnen. Sie stoßen nicht zur Wirklichkeit vor, in der sie sich bewähren sollen, sondern bleiben in einer Traum- und Zufallsphäre, die sie schließlich in Wahnsinn und Selbstmorden läßt.

Mörike hat nach diesem gescheiterten Ansatz den epischen Weg nicht noch einmal versucht. Wohl hat er einige schöne Erzählungen geschrieben, aber gerade seine besten zeigen, was eigentlich sein dichterisches Wesen ausmacht: Der Huzelmann ist ein Märchen von hunderter Fülle und voll unbeschwertem Fabulieren, der Mozart ist ein herrlicher lyrischer Gesang, ein einziger glänzender Hymnus auf ein geniales Musikerleben, das in die harmonische Kokohoheitlichkeit die schwermütige Todesahnung bringt, und das sich, schon jenseits alles irdischen Geschehens, in dämonischer Blut verzehrt und in Überfluß verströmt. Die Dichtung wird hier selber zu Musik. Die Schilderung der Don Juan-Melodien wird unmittellbarer Klang, gewiß ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Dichtung. Die menschlichen Schicksale aber, das von Mozart selbst mit eingeschlossen, verlieren ihre Bedeutung. Nur wie die Welt aus der Traumphantasie des Musikers entsteht und sich in Musik auflöst, ist wichtig.

In seiner feinsten Erzählung also ist Mörike Lyriker. Man kann daher mit Recht sagen, daß Mörikes wesentlichstes Werk die Lyrik gewesen ist. Es mag hart erscheinen, wenn wir nach der eben gegebenen Abgrenzung der Lyrik gegen das Drama und das Epos daraus Schwäche und Versagen schließen. Aber

hierin liegt die Problematik des XIX. Jahrh., die man sehen muß, gerade um den wenigen wirklichen Dichtern dieser Zeit nicht unrecht zu tun, indem man von ihnen zuviel verlangt. Denn während auf der einen Seite die zeitgebundenen und alltagsverstrickten Schriftsteller stehen, die sich vom Strudel der allgemeinen Zerrüttung mitreißen lassen, finden wir auf der anderen Seite die Einsamen, die zwar eine dichterische Existenz leben, aber um den Preis der Zeitfremdheit, die zugleich Weltfremdheit und Weltflucht bedeutet. Denn der Dichter, der die Antwort auf die schweren und notvollen Fragen, die seit alters an ihn gerichtet werden, nicht zu geben vermag, der sich in ein zwar schönes, aber abgerücktes Dasein flüchtet, kann seiner tiefsten Berufung nicht genügen, die da heißt, wahrhaft Führer und Wegweiser zu sein für den Irrenden, der in der Dichtung Sinnbild und Vollzug seiner eigenen Existenz sucht.

Mörike gehört in die Reihe der Einsamen und Abseitigen des XIX. Jahrh., die fern der zerstörerischen Betriebsamkeit ihr abgeschlossenes und ängstlich behütetes dichterisches Dasein lebten. Er teilt das Schicksal, zwar in der Verkörperung einer echten dichterischen Existenz das geistige und seelische Erbe der deutschen Dichtung zu bewahren, zu erneuern und zu vermehren und dennoch diesen bewahrten, erneuerten und vermehrten Besitz nicht in den Kämpfen und Wirren einer stürmischen Zeit einsetzen zu können, mit Gestalten wie Grillparzer, Stifter, Storm, Gotthelf, Meyer, Raabe und der Droste. Mörike ist nun in dieser Reihe der einzige, dessen wesentlichstes Werk tatsächlich die Lyrik ausmacht. Grillparzer ist zuerst Dramatiker, Stifter, Gotthelf und Raabe sind ausschließlich Epiker, Storm ist vorwiegend lyrischer Novellist, Meyer der Meister der historischen Novelle, und die Droste Balladendichterin. Man kann ruhig behaupten, daß alle Lyrik, die im XIX. Jahrh. neben Mörikes Gedichten geschrieben wurde, zweiten Ranges ist. Viel zu wenig ist das bisher beachtet worden, weil Mörike, wie man seine Verbindung mit Goethe und der Romantik in den Vordergrund rückte, in einem fortlaufenden Zusammenhang mit der übrigen Lyrik des XIX. Jahrh. gesehen wurde. Man muß den Lyriker Mörike aus diesem Zusammenhang vor allem einmal herausnehmen, um seine Einzigartigkeit zu erkennen, die allerdings auch seine Grenzen schärfer hervortreten läßt. Man darf freilich auch die Überlieferung, der Mörike verpflichtet ist, so wenig man sie allein im Auge haben darf, nicht ganz außer acht lassen. Mörike dichtet nach Goethe und nach der Romantik. Man würde aber zwei sicher wichtige Züge seiner geistigen Herkunft zu ausschließlichen Kennzeichen seines dichterischen Werkes machen, wollte man ihn schlechtweg einen nachgoethischen oder nachromantischen Dichter nennen. Man darf Mörike nicht im geschichtlichen Sinn in den Ruf des Epigonen bringen, so sehr wir immer vom Standpunkt letzter dichterischer Verpflichtung aus seine Grenze mit beachten wollen. Mörike gehört zu den Dichtern im XIX. Jahrh., deren Schaffen erweist, daß trotz des Anknüpfens an Goethe und die Romantik die deutsche Dichtung noch zu neuen und selbständigen Leistungen fähig war. Wie Mörike aus dieser Überlieferung herauswächst und wie er sie überwindet, was er als wesensgemäß übernimmt

und was er ausläßt, macht einen guten Teil seiner Eigenwüchsigkeit aus. Mörike knüpft an Goethes Gelegenheitsgedicht an. Er ist ohne den Goetheschen Begriff der Gelegenheitsdichtung gar nicht zu denken, der nicht die hochtrabende höfische Auftragsreimerei des Barock oder die unbeschwerete Geselligkeitspoesie des Rokoko oder die schwerfällige Lehrmoral der Aufklärung meinte, sondern dies alles gerade überwindet durch die Auffassung der Gelegenheit als einer innersten persönlichen Betroffenheit. Diese Gelegenheitsdichtung unterscheidet sich aber ebenso grundsätzlich von der Phantasieschöpfung, die für die Romantiker ein Willkürakt ohne letzte Verbindlichkeit war. Für Mörike heißt wie für Goethe Gelegenheitsdichtung die organische bildhafte Verdichtung einer einmaligen seelischen Situation, so sehr bei Mörike wie bei Goethe danebenher eine zunächst ganz äußerlich und zufällig anmutende Gelegenheitsdichtung geht, die aber selbst in den harmlosesten und leichtesten Geburtstags-, Huldigungs- und Stammbuchversen Ausdruck einer lebendigen persönlichen Anteilnahme und Zeugnis einer auch den engsten Alltag umschließenden sinnhaften Lebensgestaltung ist. Der eine große Erlebniskreis in Mörikes Lyrik, die Liebe, ist immer an die schmerzliche Erfahrung der eigenen Existenz gebunden und erhält selbst dort, wo das einzelne Geschehen in ein Bild, ein Ereignis scheinbar jenseits allen persönlichen Bezugs gehoben ist, seine unmittelbare und ergreifende Eindringlichkeit. Die Verdichtung der „Gelegenheit“ zum Bild, zum Mythos haben alle großen Lyriker angestrebt und vermocht, Goethe wie Hölderlin, Rilke wie George. Dadurch unterscheiden sie sich vor allem von der Romantik, deren spielerische Willkür nur den unverbindlichen Phantasierausch, nicht den gültigen Mythos schuf. Selbst Eichendorffs Wald blieb ein geheimnisvolles Klingen und Raunen, eine allgemeine Seinsphäre, aber er wurde keine echte dichterische Gestalt. Das liegt nicht etwa am Unterschied zwischen „plastischem“ und „musikalischem“ Dichter. Denn Mörike, dessen Lyrik zur mythischen Verdichtung ebenso wie Goethes und Hölderlins Lyrik strebt, ist zugleich einer der großen „musikalischen“ Dichter. Vielmehr ist es der Unterschied zwischen dem Dichter, der in schönen Versen viel Glänzendes anklingen und erklingen läßt, es aber nicht zum Bild rundet, und dem Dichter, der im schönen klingenden Vers zugleich die einmalige und endgültige Gestalt setzt. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst“, das berühmte und oft mißverständene Wort Mörikes ist nichts anderes als in diesem Sinn das Bekenntnis zum Mythos, der aus der „Gelegenheit“ verdichtet wird und als selbständige Gestalt lebt.

Das, was nun Mörike das Gelegenheitsgedicht in eigentümlicher Weise verwandeln ließ, war das bei ihm in viel stärkerem Maße als bei Goethe vorhandene Streben, von der Verdichtung der persönlichen Situation zu einem allgemeinen Bild zu gelangen, das dennoch immer schlichtmenschlich nah blieb und nicht wie Hölderlins Mythos in eine letzte geistige Höheneinsamkeit auftrugte. Das ist der eigentliche Grund, warum Mörike sich so eng mit dem Volkslied, insbesondere der Volksballade verband. Die Art wie das Volkslied persönliche „Gelegenheit“ verdichtete, wie es das Leid und das Glück der Namenlosen allgemeingültig

aus sagte, erschien ihm die für die dichterische Welthaltung wesentliche. Hierin ist Mörikes Verhältnis zur Romantik beschlossen. Die Romantik hatte Volkslied und Volksballade in großzügigster Weise wiederentdeckt und bereitgestellt. An Volkslied und Volksballade hat Mörike es abgesehen, wie vor allem der zweite bedeutsame Erlebniskreis seines Dichtens, den ihm die Natur gab, aus der persönlichen Betroffenheit in das göltige Bild gehoben wurde. Indem Mörike die ihm von der Romantik übermittelte Volksdichtung in diesem Sinn als Wegweiserin zur überpersönlichen Gestalt ansah, entging er von vornherein der Gefahr einer romantischen, d. h. allzu-subjektivistischen Naturbetrachtung. Aber auch die Liebeslyrik ist vom Volkston weitgehend bestimmt. Dabei mißbraucht Mörike den Volkston nie in gewollter Primitivität oder archaischer Spielerei, wie es oft die Romantiker getan hatten, wenn sie nicht echtes Volksgut sammelten wie Arnim und Brentano, sondern das Volkslied imitierten. Vielmehr traf Mörike den Volkston in einer tiefen Wesensverwandtschaft und hob unter Verwendung alter Stoffe, altertümlicher Redeweisen und dem Volkslied geläufiger Bilder dichterische Schätze ans Licht, die eins der großen Geheimnisse seiner Kunst bilden.

Sind die beiden hauptsächlichen Erlebnisreife von Mörikes Lyrik zunächst grundsächlich und im großen in ihrer Beziehung und in ihrem Abstand zum Goetheschen Gelegenheitsgedicht und zum romantischen Volkston und in ihrer Richtung auf eine allgemeingöltige Gestalt gekennzeichnet, so sollen sie nunmehr in ihrem Verhältnis zueinander und in ihrem eigenen Gefüge näher betrachtet werden. Natur und Liebe sind für Mörike die beiden großen Mächte, die den Menschen bestimmen. Natur und Liebe sind elementare Ereignisse, die der Mensch zu bestehen hat. Sie sind die Schicksalsgewalten, denen er unausweichlich begegnet. In der Art dieser Begegnung vollzieht sich die Form des menschlichen Lebens. Damit erhebt sich Mörike über jeden romantischen Subjektivismus. Beide Bereiche, Natur und Liebe, sind objektive Mächte, d. h. die Natur ist nicht im romantischen Sinn Spiegelung oder Ausdruck menschlichen Erlebens, so sehr der Mensch auch immer geneigt ist, in ihren Erscheinungen Parallelen und Gleichnisse seiner inneren Zustände zu finden, so sehr der Dichter das Naturgeschehen in einem menschlichen Mythos zu gestalten sucht. Und Liebe ist niemals eine vom Einzelwillen oder von der persönlichen Willkür oder vom eigenen Gefühl her bestimmbar Seelenregung, sondern ebenso wie die Natur eine den Menschen geheimnisvoll von außen her anfassende Macht. Wenn sich Naturgeschehen und Liebeserleben entsprechen, wie es sehr oft in Mörikes Lyrik der Fall ist (Begegnung, Ein Stündlein wohl vor Tag, Liebesvorzeichen, Gesang zu zweien in der Nacht, Heimweh, Das verlassene Mägdlein), so ist das nicht etwa Zeichen der subjektiven Spiegelung des menschlichen Innern in der Natur, sondern Beweis einer elementaren Gleichgerichtetheit der beiden großen Daseinskräfte, die die menschliche Existenz bewirken und damit für den Menschen Schicksal sind.

Die Natur ist weder bloßer Stimmungsrahmen noch allein Gleichnis für

seelisches Geschehen. Sie ist die elementare Schwester des Menschen. Was in ihr organische Entfaltung ist (Granatbaum) oder urtümliches Ereignis (Sturm), ist beim Menschen Schicksal. Mörikes Schicksalsgefühl wächst gerade aus dem Vergleich von Natur und Mensch immer wieder hart und unerbittlich hervor. Die Natur ist immer aus sich selbst heraus bestimmt, sie trägt alles in sich, was ihr Wesen ausmacht, sie wird nicht überrascht oder überwältigt. Ob Frieden oder Sturm, ob Wachsen oder Zerstörung, ob Klarheit oder Dunkel — die Natur ist gleichsam existenzieller. Der Mensch aber ist immer ausgesetzt, er steht immer vor unbekanntem Gefährdungen und Bedrohungen, er wird immer durch wesensfremde Gewalten heimgesucht. Daß Natur und Mensch so scharf gegeneinander abgehoben erscheinen, liegt darin, daß eben die Natur mythische Person ist, ob sie nun als Ganzes gezeigt wird oder als Tier, als Fluß, als Pflanze, als Jahreszeit, als Tag und Nacht uns entgegentritt. Dadurch ist die Natur von der Liebe unterschieden, die nie mythische Person, sondern immer unsichtbare gestaltlose Kraft ist, nur in ihren Wirkungen auf die menschliche Seele wahrzunehmen. Darum ist die Liebe auch unheimlicher. Der Mensch ist der elementaren Übermächtigung durch die Liebe völlig hilflos ausgeliefert. Die Natur dagegen erscheint ihm oft in so nahen vertrauten Gestalten, daß er sich immer wieder täuschen läßt und sich ihr ans Herz wirft. Immer wieder erfüllt ihn der Glaube, die Natur fühle Gleiches wie er, die Natur komme ihm tröstend und teilnehmend entgegen, so daß er ihr ebenfalls entgegen geht, ihr sein Leid und sein Glück eröffnet, sich ihr ganz hingeben, ganz in ihr aufgehen möchte. Die Übereinstimmung von Naturzustand und menschlicher Situation, die sich aus der Beschaffenheit der Natur als mythischer Person ergibt, verführt den Menschen dazu, in diesem Naturzustand eine mitfühlende Antwort, eine vom menschlichen Erleben geradezu beeinflusste Gleichgestimmtheit zu sehen. Aber immer wieder muß der Mensch schmerzlich eine Schranke zwischen sich und der Natur erkennen. Immer wieder ist die Natur als mächtiges Gegenüber da, vor dem es sich in Ehrfurcht und Andacht zu bescheiden gilt oder von dem man, nähert man sich ihm in gläubigem Vertrauen, in trostlose Einsamkeit zurückgeworfen wird. Mag des Dichters Gemüt im Frühling der Sonnenblume gleich offenstehen, „sehnd, sich dehnend in Lieben und Hoffen“, mag die Natur noch so sehr eine „neue Welt“ im Menschen bewegen, mag sie in ihm Wunderkräfte öffnen, in ihm ein neues Leben erwecken, ihm „Mut zu jedem frommen Werke“ geben, mag ihn der Morgen von Seelenqual befreien, die Sonne ihm ins Geblüt dringen, daß er sich neugeboren fühlt, mag der Wanderer auf der Fußreise „Erstlingsparadieseswonne“ fühlen — immer wieder muß der Dichter die Tatsache einer unüberbrückbaren Fremdheit feststellen. Die Natur „darf nicht aus ihren eignen Rätseln steigen“, wenn sie einmal „ihr übermenschlich Schweigen bricht“ und sich mit dem Menschen auf Grund in ihr bewahrter Erinnerungen schon zu verständigen scheint. Die Kernfrage von Mörikes Naturgefühl steht aber gerade in solchem Augenblick einer scheinbaren verwandten Nähe besonders groß da: „Was ist's, das deine Seele von mir trennt?“ Der

Mensch, der in den morgendlichen Fluß jauchzend hineintauchen möchte, wird von ihm zurückgewiesen. Das Märchen, das der Fluß mit sich herumträgt und vielleicht sagen möchte, muß er bei sich behalten. Wer nach Begegnung sucht, wird nur auf Fremdheit stoßen. Wer mit Gewalt in der Natur sich selbst finden will, wird von einem Schauer gepackt. Nur wo die ursprüngliche Gleichgerichtetheit von Natur und Menschenherz als eine metaphysische Entsprechung, nicht als persönliche und augenblickliche Abhängigkeit und Ursache-Folge-Beziehung erschaut wird, wie im „Gesang zu zweien“, wo zwei Liebende sich die wunderbare Schönheit der Nacht zurufen und sich im Gleichklang von Naturfülle und Seelenglück begegnen, da wächst aus der zarten Verhaltenseite, mit der das Geheimnis der menschlichen Existenz im kosmischen Geschehen besungen wird, die Weltergriffenheit, die Natur und Mensch in einen größeren ewigen Zusammenhang gebettet weiß, in dem „der Schöpfung Seele“ mit schwärmt.

Dieses Ruhen in der metaphysischen Entsprechung ist aber ein seltener Zustand. Mitten im freudigen Ergriffensein von einem Naturereignis packt den Menschen plötzlich die Angst. (Am Rheinfluss.) In der bacchantischen Götterfülle der Herbstfeier werden nach dem „ungestümen Überschwang“ „alle Herzen stille, alle Gäste zauberhang“. Selbst im ruhevollen Geborgensein der märchenraunenden Waldeinsamkeit trifft den Dichter mit dem Nachtigallenschlag „freudig ein Schauer das Herz“. Wie Mörikes Weltgefühl überhaupt „zwischen süßem Schmerz, zwischen dumpfem Wohlbehagen“ schwebt (Auf der Reise), wie „die helle Freude zückt durch die Schwere“ (Verborgenheit), so ist auch das unnennbare Sehnen im Frühling halb Lust, halb Klage, und der Schrei der Aolsharfe bewirkt „süßes Erschrecken“. Diese Zwiesspältigkeit ist bezeichnend für Mörikes Naturgefühl. Es ist immer ungewiß, ob nicht hinter jeder Naturerscheinung gerade dann, wenn der Mensch einen vertraulichen Anruf zu hören glaubt und ein freundliches Begegnen erwartet, ein Fremdes sich auf tut, das ihn kalt und grausam zurückwirft in seine kleine Existenz. Das Fremdheitserlebnis überwiegt durchaus in dieser Naturauffassung. Die Sterne gehen, unberührt vom menschlichen Geschick, ihren „seligen Weg ewig gelassen dahin“ (Johann Kepler). Der Frühling flieht dem „trunknen Sinn“, der ihn fassen möchte, „ein Wunder, vorbei“ (Im Park). Von den Bergen streicht ein Schauer auf den Menschen zu (Früh im Wagen). Schon dem jungen Dichter wurde die Natur oft „fast zu schwer am Busen“. Im Heimwehgedicht wird der Mensch von der kalten, fremden, unbekanntem, falschen Natur, die „anders“ wird mit jedem Schritt, so überwältigt, daß ihm die Augen übergehen. Ein „unbekanntes Wehe“ läßt ihn „der Sonne liebes Licht“ „immerdar durch Tränen“ sehen (Verborgenheit). Wie ihn die Überfülle des Blühens und Leuchtens „wie trunken“ irreführt (Auf einer Wanderung), so empfindet er die unergründliche Ruhe der Waldeinsamkeit mit Schauern als „dämonische“ Stille. Im Hereintragen dämonischer Kräfte offenbart sich am stärksten die fremde Andersartigkeit der Natur. Das Dämonische der Natur hat Mörike vor allem in den Balladen zu verwirklichen

versucht. Es ist entweder ein Bezirk für sich, fernab allem Menschlichen, wie in der traurigen Krönung oder den Geistern am Mummelsee, wo der frevelhaft zuschauende Mensch sich nur durch die Flucht davor rettet, in die elementare Welt hineingerissen und zerstört zu werden. Oder es greift dunkel und furchtbar ins menschliche Sein herein, im Feuerreiter, in der Schlimmen Gret, in den Schiffer- und Nixenmärchen. Das Naturelement wird zur dämonischen Ver-  
nichtung, das Märchen zur verderblichen Wahrheit gerade dann, wenn der Mensch es nur als Spuk und Traum wahrhaben wollte. Auch da, wo Mörike in den der Volksballade abgelauchten Gruselton eine gewisse überlegene Ironie hereinbringt, wie in den beiden letzten Schiffer- und Nixenmärchen, bleibt der Eindruck der unabweisbaren elementaren Dämonie bestehen. Selbst wo solche grotesken Erscheinungen geschildert werden wie der Sichere Mann oder der Sonnenuhrenmacher, steht das Grauen vor einer unfasslichen Naturdämonie und die Erkenntnis des Gefährlich/Sprengenden im Hintergrund. In dem Gedicht „Die Elemente“ hat Mörike einen mythischen Riesen dargestellt, der „der Elemente Meister“ heißt und „Herr der tödlichen Gewalt“ ist. Er ist, aus unbekanntem Gründen, von Gott dazu bestimmt, Schrecken, Angst und Vernichtung über die Menschen zu bringen. In qualvollem Zwang, immer nach Erlösung sich sehnd, übt er dieses Amt:

„Die Keule schwingt er jetzt, die alte,  
Dann springt durch die gewalt'ge Spalte  
Der Riesenkörper in den Grund.  
Die fest verschloss'nen Feuer tauchen  
Hoch aus uraltem Schlund herauf:  
Da fangen Wälder an zu rauchen  
Und prasseln wild im Sturme auf.“

Einst freilich wird er sein Tun begreifen, wird auch in den elementaren Gewaltigen, die er sinnlos entfesseln muß, „des Vaters göttlich Wesen“ und „das Band geheimer Eintracht“ erkennen, wird das friedliche Walten der „gott-  
verhöhten“ Elemente wahrnehmen. Soll dieser merkwürdige Erlösungsmythus auch für die Menschen Geltung haben? Werden sie einst von allem Grauen vor der Natur frei sein, weil sie ihr Geheimnis erschaut haben, und weil die Natur sich dem Menschen in vertraulicher Nähe geöffnet hat? Mörike gibt darauf keine Antwort. Er ist auf diesen Erlösungsmythus nicht wieder zurückgekommen. Er hat die Hoffnung auf eine Befreiung der Menschen von der Gefährdung durch die dämonische Fremdheit der Natur nicht ausgesprochen.

Das Erlebnis der dämonischen Fremdheit ist nicht auf Mörikes Naturgefühl beschränkt. Es findet sich ebenso in seiner Liebeslyrik vor. Die Liebe ist eine elementare Gewalt, die dem Menschen ebenso unausschöpfbare Seligkeit wie abgrundtiefes Leid bringt. Sowie Heiteres, Schönes, Glückliches, Reines Mörike über die Liebe zu sagen weiß, niemals ist sie harmlose Spielerei, niemals rokokohafte Oberflächlichkeit. Sie erfasst immer den ganzen Menschen, daß er selig vergeht und die Erde unter sich vergehen wünscht. Sie bringt wie ein Sturm

das Innere in Unordnung und ist nimmersatt, „mit Küffen nicht zu stillen“. Sie erweckt das Kind mit Feuerküffen (Liebesvorzeichen) und hat „alle Stund neu wunderlich Gelüsten“ (Nimmersatte Liebe). Immer ist es nur ein kleiner Schritt bis zum allertiefsten Schmerz. Den Jäger, der drei Tage lang kein gutes Wort aus seiner Liebsten Munde hört, überwallt „ein plötzlich Weh“, ihm „sinkt das Herz zugrunde“. Das Schätzlein herzt ein andres Lieb, und der Betrogenen ist „Lieb und Treue wie ein Traum“ (Ein Stündlein wohl vor Tag). Das verlassene Mägdelein hat Mörike in erschütternder Weise in dem einzigartigen Lied „Früh wann die Hähne krähn“ ihr bitteres Leid um den treulosen Knaben klagen lassen. Die Schwermut und Trauer von Volkslied und Volksballade hat Mörike vom Uterlebnis der Fremdheit her immer wieder so fein getroffen. Die Gefährdung, die die Liebe bedeutet, bricht selber durch die humorvollen Worte der erfahrenen Alten durch, die weiß, daß „kein Zaun um den Garten“ hilft, wenn die „reifen Beeren am Bäumchen hangen“; „lustige Vögel wissen den Weg“. Liebe und Treue vergehen so schnell wie die Rosenzeit (Agnes) und es bleibt nur das einsame Weinen. Die Liebe ist unbeständig und ewig zugleich, keiner weiß ihre Heimat, ihren Anfang und ihr Ende (Lied vom Winde). Die bange Frage: „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde ganz, wie er möchte sein?“ wird mit einem schmerzlichen Nein beantwortet. Immer ist eine Fremdheit da, die nicht zu überwinden ist. Furchtbar bricht das Liebesgeschick plötzlich in ein friedliches Dasein herein: Zwei Schwestern lieben „einerlei Liebchen“. Da bleibt nur das Grauen, das bei der ersten Liebesüberwältigung das junge Mädchen seltsam durchfährt, und die Liebe ist „das schaurige Ding“ (Erstes Liebeslied eines Mädchens). Es gibt keine Grenze zwischen Wonne und Qual, die Liebe ist das schleichende Gift, das „wonniglich“ gräbt und umbringt. Jammer und Lust liegen nebeneinander. Das Erlebnis des Zwiespalts ist genau so wie vor der Natur vorhanden. „Selige Schauer“ wehen den Menschen an (Margareta), „himmlische Freude“ durchdringt ihn, „unfaßbare, welche dem Schmerz gleicht“ (Idylle vom Bodensee), in „tausend Freudentränen“ vergeht dem Liebenden die Erde (Sehnsucht). Die Liebe zerstört ebenso mit elementarer Gewalt denjenigen, der ihr ohne Wissen und Willen verfällt (Schlimme Gret) wie sie ihn in der Erfüllung so bezaubert, daß er nur mit Mühe sein jauchzendes Herz bändigt (Schön Rothraut: „Schweig stille, mein Herze“). Wen die Liebe recht ergreift, dem dünkt, so wenig er verschmähte, „den herben Kelch zu trinken“, das Glück so unermesslich, daß er sich oft „im wachen Traum“ verschwindet (Liebesglück). Mit dem Liebesglück, das oft als ein „Liebeszauberschwindel“ den Ahnungslosen überkommt (Aus der Ferne), ist Gefahr und Wagnis mitgesetzt:

„Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?  
Doch fürchtet sie; auch Fürchten ist ihr selig,  
Denn all ihr Glück, was ist's? — Ein endlos Wagen!“ (Nur zu!)

Wie stark selbst die Erfüllung von dämonischen Kräften getragen wird, ist am deutlichsten in dem Gedicht Götterwink. Als der Liebende einsam vor dem

erleuchteten Fenster der Geliebten sitzt und sehnsüchtig auf ihr Erscheinen hofft, fällt von einer vorübereilenden Fackel ein Licht auf „eine hochglühende Rose“ neben dem Harrenden und Zweifelnden. Das ist ein göttliches Zeichen, das ihn tief bewegt: „Erschütternd ist der Dämonien Ruf, auch der den Sieg dir verspricht“. Das Gefühl eines schicksalhaften Ausgeliefertseins ist in Mörikes Liebeserleben ebenso stark wie in seinem Naturgefühl vorhanden.

Der Grundzug von Mörikes Natur- und Liebesdichtung, die Wirklichkeit einer dämonischen Gefährdung in aller noch so jubelnd ergriffenen Lebensfülle, ist dort am besten zu fassen, wo seine dichterische Welt am stärksten zum Mythos erhöht wird. Wo der Ursprung von Mörikes Wesen die Welt unmittelbar wahrnimmt und also Gelegenheit, Erlebnis und Eindruck überwunden wird, gestaltet sich der Mythos. Mörikes Naturgefühl, das die Natur als dämonischen Zauber erfährt, prägt das Sinnbild Drplid. Sein Wissen um die schicksalhafte und leidvolle Macht der Liebe verdichtet sich in der Gestalt der Peregrina. Drplid und Peregrina sind die dichterisch endgültigen Aussagen von Mörikes Naturbild und Liebesauffassung. Zauber als beseligende Verzauberung wie als zerstörende Dämonie, wie er sein Naturgefühl und sein Liebeserleben bestimmte, ist in beiden Mythen zugleich gegenwärtig. Natur und Schicksal, Liebe und Schicksal, sind hier am großartigsten zur dichterischen Gestalt vereint.

Drplid ist das götternahе und göttervertraute Land. Alle Sehnsucht nach der reinen Form der Natur, der gütigehenden und grauenbefreiten, ist in ihm Wirklichkeit geworden. Und doch leuchtet es ferne, unerreichbar und unbetretbar. Ist dennoch auf dem mütterlich-trostvollen Grund der Insel keine Heimat? Birgt die erhabene Einsamkeit des Götterreiches doch ein Geheimnis, das den Menschen zerstören würde? Wohl läßt die Wirklichkeit Drplids — in acht Zeilen unvergeßlich klar aufgerichtet — alle romantische Unbestimmtheit hinter sich. Aber sie bleibt fern. Was hält den Menschen zurück, daß er nicht die so verlockend aufleuchtende Freiheit des uralten Landes mit den verjüngenden Wassern rings um den besonnten Strand ergreift? Ist die Nähe auch hier Gefahr, wie alle Hingabe an die großen Schicksalsmächte gefährlich ist? Entfaltete Drplid, wenn der Mensch es beträte, auch die Dämonie aller elementaren Natur, die der Mensch nicht erträgt? Alle Fragen bleiben offen. Aber dennoch ist der Mythos Drplid mehr als romantisches Phantasiegebild, ist nicht aus spielerischer Willkür erzeugt. Er versichert wirklich, das einzige Mal, die freie große Natur selbst, der freilich der Mensch nicht ans Herz stürzen kann. Drplid ist ohne Grauen, es leuchtet ewig schön und ruhig vollendet, so lange der Mensch, in seinem kleinen Dasein verharrend, fern bleibt. Damit ist er freilich auch immer wieder der nahen Natur verfallen, deren Zauber erschauern macht und oft an die Grenze der Zerstörung führt. Der Mythos Drplid ist zwar eine dichterische Vollendung, aber keine existenziell endgültige Lösung geworden.

Der Peregrina-Zyklus gestaltet das Liebeschicksal vom leidenschaftlichen Verfallen sein und der überschwenglichen Inbrunst bis zum entsetzvollen Erwachen, das den Zauber als Betrug erkennt, und zur trostlosen Verzweiflung. Liebes-

hingabe und Todesbereitschaft sind so ineinander verschlungen wie die Unschuld des seltsamen Kindes und das Dunkel ihrer Herkunft. Wer sie trennen will, muß zerstören. Wer den verjährten Betrug nicht ertragen kann, zerbricht das Wunder der Liebe. Wer vor dem Irrsal schaudert, wird schuldig. Das Übermaß der Leidenschaft weicht dem Übermaß des Leides. Die Ordnung der Welt ist zwiefach gesprengt: durch das Irrsal, das „in die Mondscheingärten einer einst heiligen Liebe“ kam, und durch die grausame Verstößung. Zu spät kommt die Neue. Aus der grauen Welt, in die die Geliebte schweigend hinauszog, taucht sie nur noch einmal auf — ob als Vision oder als Wirklichkeit ist offengelassen — um endgültig Abschied zu nehmen und nie zurückzukehren.

„Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden,  
Seht endlich arm, zerrüttet, unbeschützt.“

Der Mythos der Liebe ist der Mythos des Leides geworden. Das strahlende Fest glücklicher Vereinigung endet im erbarmungslosen Schicksal ewiger Trennung. Wen die Liebe überfällt, der sieht auch dem Grauen ins Antlitz.

Im Peregrina-Mythos ist das elementare Verhängnis, das die Liebe für Mörike bedeutet, stärker betont als in der Orplid-Mythe die Gefährdung durch die Natur. Aber eins ist in beiden Bildern gestaltet, in Peregrina unmittelbar, in Orplid mittelbar, indem die reine Natur fern, unerreichbar für den Menschen bleibt: Die Fremdheit und die Dämonie, die der Mensch immer von den beiden seine Existenz wesentlich bestimmenden Schicksalsmächten zu gewärtigen hat. Es ist das notvolle Geheimnis menschlichen Daseins, daß diese gefährdenden Mächte zugleich auch die Möglichkeit der Erfüllung, der seligen Vollendung wie der tiefen und echten Lebendigkeit enthalten. Mit dieser menschlichen Zwiespältigkeit hat Mörike immer wieder gerungen. Er hat sie schließlich in den Mythos gehoben, um mit ihr fertig zu werden. Es ist ihm nicht gelungen. Der Mythos hat Mörike nicht die dichterische und menschliche Erlösung gebracht, die er suchte und erhoffte. Mörike hat sich darüber keiner Illusion hingegeben. Wie er sich immer über die Unmöglichkeit einer Einung des Menschen mit der Natur und einer Aufhebung aller Not im Liebesrausch klar war, hat er dem Grauen ins Auge geschaut. Damit hat er die Romantik nicht nur überwunden, sondern auch Goethe übertroffen. Aber Mörike war kein heldischer Mensch. Er war eine zarte, weiche, ängstliche, lebensscheue und kränkelnde Natur. Die beständige Vergewärtigung des Grauens hätte er nicht ertragen. So sehr sein Schicksalsgefühl um den Dämon wußte, so sehr mußte er ihm zuweilen entfliehen, um nicht zu zerbrechen. Mörike hat aus diesem seinem Schicksalsgefühl heraus Todesgewißheit und Todesnähe oft ergreifend gestaltet — am tiefsten in Erinna, die mitten in heiterer Jugendblüte, „das eigene Todesgeschick“ erwägt.

„Du, mein Geist, heute noch sicher behaust da drinnen,  
Lebendigen Sinnen traulich vermählt,  
Wie mit fremdem Ernst, lächelnd halb, ein Dämon,  
Nickst du mich an, Tod weisend! —  
Ha! da mit eins durchjuckt es mich

Wie Wetterfchein, wie wenn, schwarzgefedert, ein tödlicher Pfeil  
 Streifte die Schläfe hart vorbei,  
 Daß ich, die Hände gedeckt aufs Antlitz, lange  
 Staunend blieb, in die nachtschaurige Kluft schwindelnd hinab“.

Ebenso in dem Memento-mori-Gedicht am Ende der Mozartnovelle, deren Kern ja die Todesnähe mitten im schöpferischen Überschwang des Lebens gerade bildet. Aber eben von diesem schmerzlichen und bitteren Wissen mußte sich Mörike immer wieder einmal lösen. Es gab verschiedene Möglichkeiten einer solchen Flucht. Die eine war, daß er die Natur nur in ihrer eigenen Bildhaftigkeit sah, sie als völlig in sich ruhende mythische Person darstellte, ohne jede Andeutung, daß sie für den Menschen Schicksalsmacht ist, ohne den Begriff der Ferne, der im Orplid-Mythus noch die Beziehung herstellt. Das gelang Mörike einige Male in unvergleichlicher Weise, vor allem in Um Mitternacht und Tag und Nacht. Hier sind wirklich die Mutter Nacht, die gleichmütig träumend an der Berge Wand lehnt, die Quellen mit ihrem ewigen Lied vom heute gewesenen Tage, der Mohrenknabe und das Kind im Rosenkleide lebendige Wesen. Kein fremdes Grauen, das ja nur den Menschen überkommt, stört diese in sich geschlossene Naturwelt, aus der der Mensch mit all seiner existenziellen Fragwürdigkeit gänzlich herausgenommen ist. — Ein zweiter Ausweg ist Mörikes Idylle. In einer Seinsphäre voll behaglicher Enge und vertraulicher Nähe ist alles geordnet, ist alle kreatürliche Gefährdung ausgeschaltet. Um den Preis des großen Gefühls und der weiten Sicht sind hier Schrecken und Grauen verbannt. Die behäbige Stille, die der alte Turmhahn ergötzlich beschreibt, die ländliche Kurzweil, die das Gedicht an Hartlaub schildert, die Beschaulichkeit der ehemaligen Kartause, die „erbauliche Betrachtung“ über die eigenen Schuhe umgrenzen einen sicheren Lebenskreis, in dem das Kleine und Beschränkte gilt, in dem vor allem das Gegenständliche liebevoll seinen Platz erhält. Die Stuhluhr und die so herrlich singende Tür, der Ofen im Cleversulzbacher Pfarrhaus, das Weihgeschenk und die Lampe an der „Decke des nun schon fast vergessenen Lustgemachs“ werden rein und schön in ihrer dinglichen Eigenhaftigkeit hingestellt und sagen über den Sinn des Lebens nichts als die Weisheit der in sich gegründeten heiter-ruhigen Gegenständlichkeit aus. Mörikes umfangreichste lyrische Dichtung, die Idylle vom Bodensee, ist im ganzen hier ebenso einzureihen wie die Gelegenheitsdichtungen im engeren Sinne, all die Widmungs- und Geburtstagsverse, die Freundesgrüße und Begleitgedichte, die einen harmlosen und geordneten, angstlosen und feierlichen Alltag künden. — Die dritte Möglichkeit der Flucht ist Mörikes Humor. Er ist fast immer mit der Idyllik verbunden. Er ist fast nur in der geordneten Behaglichkeit vorzufinden, auch wo er mit weiser Überlegenheit Schwächen verspottet. Die kleinen Dinge des Alltags sind es zumeist, die mit einem liebenswürdigen Lächeln oder einem harmlosen Spaß zurecht gerückt werden, wie die allzu leidenschaftlich betriebene Liebhaberei der Essigherstellung des Präzeptors Ziborius oder die allzu reichlichen Schweinsfußmahlzeiten. Selbst in den seltenen Fällen, wo Mörikes Humor

einmal einen bissigen Einschlag bekommt, wie im Rezensenten, der mit einem Tritt aufs Gefäß hinausbefördert wird, oder in der hübschen Erfindung des Sehr-Manns, der Verkörperung des selbstgefälligen hohlen Gedankens, der aufdringlichen Eitelkeit, reicht er nicht in eine tragische Sphäre hinein, die an die menschliche Problematik überhaupt rührt, sondern bleibt in einer im Grund schicksallosen Alltäglichkeit befangen, die zwar Argernisse und Störungen kennt, aber nicht im geringsten in ihrem Gefüge bedroht ist. Mörikes Humor hat nichts von der großartigen Weltweite, der souveränen Schicksalseinsicht und dem tiefen Wissen von der kreatürlichen Unzulänglichkeit in Jean Pauls Humor, auch nichts von der schmerzvollen Güte und der im Grund trostlosen Weltauffassung von Raabes Humor. Auch das Märchen vom Sicherem Mann ist bei allen riesenhaften Ausmaßen des ungeschlachten Unitums Suckelborst und seiner Umgebung nur eine höchst harmlose Groteske und der Kampf mit dem Teufel ein unbeschwerter Spaß, der allerdings im Hintergrund Mörikes Auffassung von den elementaren Kräften der Natur durchblicken läßt. — Die letzte und von den beiden eben angeführten Arten ganz scharf getrennte Möglichkeit einer Flucht ist Mörikes Frömmigkeit. Daß sie neben dem Humor und der Idyllik steht, beweist nur, wie sehr diese Möglichkeiten alle bloß vorübergehende Auswege, keine letzten Wesensentscheidungen und Wesensausagen sein konnten. Weil sich die Not immer wieder aufdrängte, genügte die Form des Ausweichens in Idyllik und Humor nicht. So echt Mörikes Frömmigkeit ist, so wenig überhob sie ihn der dunklen Fragen im Angesicht des Grauens, das Liebeserfahrung und Naturüberwältigung immer wieder erstehen ließen. Mörikes Frömmigkeit war ein Ausruhen für kurze Zeit, wie die Idyllik und der Humor, keine unbedingte und endgültige Haltung inmitten der kreatürlichen Betroffenheit durch dies Elementare und inmitten der Zerrissenheit der geschichtlichen Stunde. Das alles gerade ist aus seiner Frömmigkeit herausgehoben. Mörikes Gebete sind so schlicht und bescheiden, ohne titanische Empörung, ohne krampfhaften Schrei und ohne bittere Anklage, weil er in seine stille Andacht vor Gott gerade die brennendste Frage: wie ist es mit dem Schicksal, mit dem Leid, das die Welt immer wieder von den Mächten der Liebe und der Natur erdulden muß, nicht hereintrug. So empfindet Mörike vor Gott eine trostvolle Ausgeglichenheit und bittet, mit Freuden und Leiden nicht überschüttet, d. h. nicht in den elementaren Strom hineingerissen zu werden, der den Einsatz der ganzen lebendigen Existenz verlangen würde. Wenn er es für möglich hält, „Gott selbst zu eigen“ zu haben auf der Erde, um dadurch alle Einsamkeit unter den Menschen und alle Verlassenheit in der Zeit zu überwinden, so liegt darin mehr die rührende Gebärde eines hilflosen Kindes als die männliche Gläubigkeit, die gerade die feindliche Welt besteht und in diesem Bestehen ihre religiöse Echtheit erst erweist. Man darf sich über die Grenze von Mörikes Frömmigkeit nicht täuschen. Er hat niemals vor Gottes Angesicht die menschliche Not gebracht, die er doch so tief durchlebte. Er hielt mit Gott nur Zwiesprache sozusagen außerhalb seiner Existenz. Er flüchtete zu Gott, nicht um nun die menschliche Situation vor ihm auszubreiten,

sondern um im Frieden Gottes der menschlichen Schicksalsbetroffenheit für einen Augenblick enthoben zu sein. Auch seine Frömmigkeit war wie sein Humor idyllischer Art. Man darf über dem ergreifenden Ernst, mit dem Mörike die Jesusgestalt dichterisch gesehen hat, ebenso wenig wie über der bunten Fülle seiner Idyllik und der köstlichen Wärme seines Humors außer acht lassen, daß das dichterische Urerlebnis Mörikes, das Fremdheitsgefühl gegenüber Natur und Liebe als den unheimlichen Schicksalsmächten, zu überbrücken versucht wird, ohne daß es einbezogen ist. Wenn man es einmal ganz hart sagen will, wodurch zugleich die persönliche Tragik des Dichters deutlich wird, so muß Mörikes Frömmigkeit gerade von seinem Wissen um die dämonische Grundstruktur der Welt und die dauernde Bedrohung des Menschen durch die Dämonien aus gesehen als unverbindlicher Luxus erscheinen. Sie hat ebenso wenig existenzielles Gewicht wie seine Idyllik und sein Humor. Mörike hat das bittere Schicksal des Menschen im XIX. Jahrh., daß er die menschliche Fragwürdigkeit wohl tief erkennt und sie dichterisch eindrucksvoll auszusagen vermag, daß er aber keine Antwort geben kann und darum der furchtbaren Einsicht immer wieder zu entfliehen sucht. Mörike ist zu keiner Überwindung des Zwiespalts zwischen den dämonischen Mächten und dem ihnen rettungslos ausgelieferten Menschen gekommen, anders als der späte Hölderlin, der in der unbedingten Bejahung der Schicksalsgewalten und in der gläubigen Hingabe an sie die Welt in ihrer ganzen tragischen Wirklichkeit erfaßte. Mörikes sprachliche und rhythmische Meisterschaft, seine wunderbare Musikalität stellen ihn wohl in die Reihe der großen deutschen Dichter, aber das Kriterium für die Endgültigkeit seines dichterischen Werkes kann für jeden Dichter nicht die Formvollendung und Sprachbeherrschung sein, sondern einzig die Frage: Wie weit sind die jeweils aus der geschichtlichen Situation heraus aufgegebenen Weltprobleme dichterisch bewältigt, wie weit ist das dichterische Bild mit der Fragwürdigkeit des menschlichen Daseins, das sich in der Spannung von Einzelfein und Miteinandersein entfaltet, fertig geworden. Die formale Schönheit von Mörikes Gedicht darf uns ebenso wenig wie die Tiefe seiner Einsicht in die menschliche Fragwürdigkeit, die er als die Dämonie der Natur und die Schicksalsbedrohung der Liebe erkannte, übersehen lassen, daß er eben mit der Welt nicht fertig wurde, daß er den Menschen in der Frage ließ, daß er vor der endgültigen Bewältigung der die menschliche Existenz aufrufenden und im letzten Einsatz erprobenden Kräfte immer wieder flüchten mußte in eine Scheinwelt, um ihnen nicht selbst zu erliegen. Diese Flucht aber konnte für den Menschen des XIX. Jahrh. nur eine gefährliche Selbsttäuschung sein, und das Wort des Dichters, der statt der erhofften Antwort auf die von ihm selbst so nachhaltig aufgezeigte Frage der Bewältigung der Dämonien eine schicksallose Scheinwelt aufrichtete, konnte keine Gültigkeit beanspruchen.

## Neuordnung des höheren Schulwesens und Altertumswissenschaft.

Von

Hans Doppermann.

Im folgenden soll die heutige Problemlage der griechisch-römischen Altertumswissenschaft in dem Sinne ins Auge gefaßt werden, daß nach der Stellung der Antike innerhalb des allmählich sich herausbildenden Neuaufbaues unseres Bildungswesens gefragt wird. Dieser wird vor allem in den Umgestaltungen sichtbar, denen unser höheres Schulwesen im Augenblick unterworfen ist. Stellt man die Frage so, so ergibt sich folgende Lage: auf der Seite der Schule ist eine klare, eindeutige Situation geschaffen. Die Fülle der früheren Schultypen ist verschwunden. Neben der Oberschule, die sich in einen sprachlichen und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig gliedert und als Fremdsprachen Englisch und Latein lehrt, steht das Gymnasium, das die Überlieferung des deutschen humanistischen Gymnasiums weiterführt. Das bedeutet einerseits infolge der Verringerung der Zahl der Gymnasien eine quantitative Zurückdrängung des Bildungseinflusses der Antike, andererseits, da Latein an allen höheren Knabenschulen Pflichtfach wird, eine Ausweitung der Wirkungen des römischen Altertums. Dieser klaren Lage an den Schulen steht auf Seiten der Wissenschaft nicht eine gleich eindeutige Situation gegenüber. Auch hier ist unter dem Eindruck der grundlegenden Ereignisse der letzten Jahre das Ringen um neue Wege und Ziele im vollen Gange. Aber es hat noch nicht zu abschließender Klärung geführt. Es zeigt sich, daß die Fachwissenschaft die Führung des geistigen Lebens unserer Nation zum großen Teil aus der Hand geben mußte. Statt dessen gehen die entscheidenden Impulse für die künftige Richtung unseres Erziehungswesens von Partei und Staat aus. Dem entspricht es, wenn bei dem Suchen nach neuen Wegen und Zielen einer Beschäftigung mit Hellas und Rom mehreren altsprachlichen Tagungen des NSLB. besondere Bedeutung zukommt, die im November 1935 in Gera (1), im April/Mai 1936 auf der Reichenau (2) und im August/September 1936 in Meersburg am Bodensee (3) stattfanden. Die Schule fühlt vielleicht am stärksten das Andrängen der neuen Forderungen und steht in vorderster Front des Ringens um eine Neugestaltung unserer Bildung und Erziehung, die Hochschulen, die Vertreterinnen der Wissenschaft, marschieren in zweiter Linie.

Das bedeutet einen völligen Umschwung der Lage, die noch vor wenigen Jahren bestand. Die Zeit zwischen dem Kriegsende und der Machtübernahme sah auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft den großangelegten Versuch des erneuerten Humanismus, von der Wissenschaft her eine neue Zielsetzung des Unterrichts in den alten Sprachen zu gewinnen. Man versuchte, durch eine Neufassung der humanistischen Bildungsidee „über den Historismus hinaus wieder die volle und weite persönlichkeitsbildende Kraft des Neuhumanismus“ zu gewinnen und dabei doch dessen „Belastung durch den Gedanken des Normativ-Klassischen“ zu vermeiden. Im Mittelpunkt dieser Bestrebungen stand der *Paideia*-*cultura*-Begriff als der „eigentümliche, auf dem Gedanken der reinen Menschenbildung beruhende Kulturbegriff, den die Griechen auf der Höhe ihrer Entwicklung geprägt haben“, und der für alle europäischen

Völker maßgebend wurde, indem sie ihn sich in einer „Kultur- und Bildungssynthese mit dem Griechentum“, in „geistiger Durchdringung mit griechischer Kultur“ aneigneten. Dieser Versuch des erneuerten Humanismus gehört heute der Vergangenheit an. Sein Führer W. Jaeger bezeichnet ihn als „Eine Entwicklung des humanistischen Problems . . ., die auch unabhängig von der Stellung, die man heute zu diesen Fragen einnimmt, ihr Interesse behält“. Diese Worte stehen in der Einleitung des Sammelbandes, der I. S. programmatische Äußerungen zum Humanismusproblem mit Ausnahme des Aufsatzes „Die Erziehung des politischen Menschen und die Antike“ (Volk im Werden 1933) dokumentarisch zusammenfaßt (4).

Aber innerhalb der Wissenschaft war die Stellung des erneuerten Humanismus in der Nachkriegszeit so beherrschend, daß das Suchen nach neuen Zielsetzungen weit hin in der Form einer Auseinandersetzung mit seinem Programm, vor allem mit seinem jüngsten und umfassendsten Werk, mit Jaegers „Paideia“ (vgl. Bd. 10, 368) auftritt. Ein guter Teil der Besinnung auf das, was Hellas und Rom dem heutigen Deutschen zu sagen haben, hat in Besprechungen dieses Werkes seinen Niederschlag gefunden, deren wichtigste hier kurz zusammengestellt seien. Ausdrücklich sei dabei betont, daß es bei dieser Auseinandersetzung nicht um die allgemein anerkannten wissenschaftlichen Verdienste der Vertreter des erneuerten Humanismus geht, sondern um die Frage der Bildung und Erziehung des deutschen Menschen am Gegenbilde des Griechen und Römers. Pfeiffer (5) behandelt hauptsächlich den wissenschaftlichen Gehalt der „Paideia“. In sorgfältiger Nachprüfung der Interpretationen Jaegers, besonders derjenigen, die Homer und die Lyriker betreffen, kommt er zu wesentlichen Berichtigungen. Snell (6) betont die Nähe des erneuerten Humanismus zum Neuhumanismus W. v. Humboldts. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Überbetonung von „Form und Norm“ die Gefahr einer Entleerung der sachlichen Gehalte mit sich bringt: „Es ist der Fluch alles Pädagogischen, daß es von sich aus kein Ziel und keinen Inhalt setzen kann; wer das ‚Bildende‘ oder ‚Formende‘ in die Mitte rückt, verliert das Sachliche aus den Augen.“ Aber er stößt über solche Kritik nicht hinaus zu neuen Zielsetzungen. Zum Schluß resigniert er: „Uns Philologen ist nicht die Aufgabe gesetzt, einen neuen Humanismus zu schaffen“, sondern „das Griechentum wahrhaft und rein zu erforschen und darzustellen.“ Der Grund solchen Verzichtes liegt darin, daß auch Snell der humanistischen Tradition tiefer verhaftet ist, als es zunächst den Anschein hat. Auch er sieht die wesentliche Beziehung zum Hellenentum in der des klassischen „Vorbildes“. Grundsätzlicher und energischer setzen sich Vogner und Eberhardt mit der Haltung Jaegers auseinander. Ersterer weist dem erneuerten Humanismus seinen Standort in der geistigen Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu (7) mit dem Ergebnis, daß „die hier vertretene Menschheitsidee, der Gedanke von einer immer bewußteren Bildung der Griechen zum Menschentum überhaupt griechisch gar nicht ausgedrückt werden kann und mit dem modernen Menschheitsideal der Aufklärung und Demokratie, mit der deutschen Ideologie der Nachkriegszeit enger verknüpft ist als mit der altgriechischen Wirklichkeit“. Eine positive Ergänzung bringt ein Vortrag Vogners (8), der energisch mit der apologetischen Haltung des gymnastischen Humanismus der letzten Jahrzehnte bricht. Er sieht die lebendige Kraft der Alten darin, „daß wir bei ihnen uns selbst in unseren Wurzeln und reinen Ursprüngen wiederfinden“. Seine Stellungnahme macht Ernst mit der biologisch-rassistischen Grundlage allen Lebens und sieht die künftigen Möglichkeiten nicht in einer Fortsetzung der

humanistischen Tradition. Da deren Menschheitsideal auf die nordisch bestimmten Völker beschränkt ist und im Grunde das Persönlichkeitsideal dieser Völker meint — ein Gedanke, den Günther (9) nachdrücklich weiterführt —, bestätigt es gerade die rassistischen Grundlagen unserer Kultur und Bildung. In dieser Urverwandtschaft, die uns mit Hellenen und Römern verbindet, sieht Vogner die Grundlage aller künftigen fruchtbaren Auseinandersetzung mit diesen Völkern und der von ihnen geschaffenen Kultur. Dieser Rückgang auf die bisher ideologisch verhüllte Wirklichkeit kehrt bei Eberhardt wieder (10). Er zeigt, daß Jaegers Kulturbegriff ausschließlich in das „Reich des Geistes“ gehört und damit dem Kultur- und Geistbegriff des Neuhumanismus näher steht, als er selbst glaubt. Auch im erneuerten Humanismus wirkt, bewußt oder unbewußt, der Begriff der „Menschheit“ und die Vorstellung eines absoluten, transzendenten Geistes nach, diese für den Neuhumanismus entscheidende säkularisierte Form des christlichen Gottesbegriffes. Indem er so die Aufspaltung der Ganzheit des Lebens und die Überbetonung der einen Seite fortsetzt, führt von ihm keine Brücke zu unserer Wirklichkeit. Dagegen formuliert Eberhardt unsere Aufgabe so: „Von einem neuen Seinsgefühl getragen, erfüllt von der Gewißheit eigener Bestimmung aus eigenem Urgrund zu eigener Zukunft, ringen wir um neue Formen. Wir blicken aus nach Bundesgenossen und finden sie in den Griechen, nicht als Schüler der humanistischen Tradition, sondern weil wir die Urverwandtschaft spüren, die uns mit ihnen verbindet. Dieses Bewußtsein und der Blick für die Wirklichkeiten der Natur und der Geschichte werden uns in den Stand setzen, Hellas neu zu entdecken.“

In diesem Hinweis auf ein neues Seinsgefühl, auf die Urverwandtschaft zwischen uns und den Völkern des Altertums, auf die Wirklichkeiten der Natur und Geschichte wird deutlich, daß es sich hier nicht um die verschiedene Beurteilung einzelner Ergebnisse oder Postulate handelt, sondern daß es bei der Auseinandersetzung über Sinn und Ziel einer Beschäftigung mit Griechen und Römern um einen grundsätzlich neuen Ansatz geht, für dessen philosophische Grundlegung Heyse (11) Wichtiges gesagt hat. Deshalb führt auch kein Versuch zum Ziel, der nicht zu einem solchen neuen existenziellen Ansatz vorstößt, sondern von der Grundlage des überkommenen Geistesbegriffes aus die Brücke zu den Aufgaben zu schlagen versucht, wie sie sich aus unserem heutigen Sein ergeben. Als besonders feinsinniges und gedankenreiches Beispiel solcher Haltung nenne ich Bindings Vortrag (12). Wachgerufen durch das Erlebnis des Krieges und der nationalsozialistischen Revolution faßt dagegen die neue Auffassung den Menschen weder als geistige Existenz noch als Einzelpersonlichkeit, sondern begreift ihn in der Totalität seines Daseins, in den Bindungen, denen sein Leben verhaftet ist. Diese sind doppelter Art. Die biologische Wirklichkeit seines Daseins knüpft den Menschen organisch an das Reich der Natur. Rasse und Volk sind die dem Individuum übergeordneten Gegebenheiten, in denen sich das Leben des Menschen vollzieht. Aber neben diesen Mächten stehen in unlöslicher Verbindung die Mächte der geschichtlichen Idee, die erst die blutmäßige Gemeinschaft des Menschen zum Volk machen. Da wir in einen Ablauf hineingeboren werden, der aus dem, was war, hinführt zu dem, was sein wird, bestimmt das Gewesene unser Dasein, indem aus ihm die Möglichkeiten der Zukunft erwachsen. Aber es ist nicht wiederholbar, nicht Vorbild, demgegenüber nur Nachahmung bleibt. Es eröffnet die künftigen Möglichkeiten, zu denen wir uns aus dem Wissen um das Gewesene zu entscheiden haben. So ist unser Dasein nicht nur organisch, sondern zugleich geschichtlich bestimmt. Beide Bindungen verknüpfen

uns mit Griechen und Römern. Die organische Verbindung ergibt sich aus der rassistischen Verwandtschaft, geschichtlich gehören diese Völker zu den unaufhebbaren Anfängen unserer Jugend. Mit ihrer Hilfe sind wir als Volk zum Bewußtsein uns selbst erwacht, und um das Ziel der endgültigen Volkwerdung zu erreichen, können wir sie ebenso wenig wie damals entbehren, nicht als Vorbilder, sondern als Gegenbilder verwandter und doch verschiedener Völker, die in der fruchtbaren Spannung von Nähe und Abstand in uns die Kräfte wecken helfen, deren wir zur Vollendung unserer politischen und kulturellen Aufgaben bedürfen.

Werden so die Ansätze einer neuen Zielsetzung wissenschaftlicher und erzieherischer Beschäftigung mit Hellas und Rom deutlich, um die man heute in den Kreisen der Altertumswissenschaft ringt, so führt von ihnen noch kein unmittelbarer Weg zu den Aufgaben, die die Neuordnung unseres Schulwesens stellt. Denn bei allen Gegensätzen ist diesen Versuchen zur Überwindung einer wie auch immer gearteten humanistischen Position eines mit der Gegenseite gemeinsam: sie kreisen fast nur um das Griechentum, das weitgehend mit der Antike überhaupt gleichgesetzt wird. Das ist eine charakteristisch deutsche Erscheinung. Seit den Tagen Luthers ist im Deutschen das Gefühl einer besonders engen Verwandtschaft und Nähe zum Hellenentum lebendig, das sich stark auch auf die Verwandtschaft der Sprachen stützt. Seine höchste Blüte entfaltet es in der Bewegung des Neuhumanismus, die eigentlich erst das Griechentum nicht nur für Deutschland, sondern für Europa überhaupt entdeckt und fruchtbar macht. Es ist oft gesagt worden, daß infolgedessen das Verhältnis des Deutschen zur Antike immer griechenbetont war. Von Winkelmann her geht über Schiller, Goethe, Hölderlin, Nietzsche, George bis in unsere Tage die Reihe deutsch-griechischer Begegnungen, wie sie kein anderes Volk Europas aufzuweisen hat. Diese Griechenverwandtschaft hat unser Verhältnis zum Römertum nachdrücklich beeinflusst. Seit die mittelalterliche Kultur zu Ende ging, hat unsere Einstellung zu dem zweiten der Völker des Altertums immer ein mehr oder weniger negatives Vorzeichen getragen. Die Hinwendung des Deutschen zum Hellenen war stets zugleich ein erneutes Bewußtwerden des Eigenen. Es vollzog sich immer wieder in den Formen der Befreiung aus den Banden mittelmeerisch-westlicher Beeinflussung, mochten diese nun kirchlicher Art sein und von Rom kommen wie bei Luther, mochten sie zivilisatorischen Charakter tragen und von Paris ausstrahlen wie etwa bei Lessing. Ja, noch Nietzsches Kritik des europäischen Nihilismus — die Dinge liegen hier etwas komplizierter — ist im Grunde eine erneute Überwindung des Westens, und all seine Bewunderung und Anerkennung lateinischer Zivilisation kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein Blick auf Paris, auf Stendhal, auf Bizet, dieser Blick, vor dem noch einmal alle zivilisatorischen Werte, alle artistischen Reize des Latinismus aufleuchten, ein Abschied für immer ist. So geht die deutsche Griechenliebe Hand in Hand mit einer ebenso deutschen protestantischen Haltung, dies Wort nicht im konfessionellen Sinne verstanden, sondern kulturell, als Haltung der Abwehr gegen die Mächte mittelmeerisch-westlicher Zivilisation, die ihre schärfsten ideologischen Waffen dem Bewußtsein entnahmen, Nachfahren und Vollstrecker eines Erbes zu sein, das ihnen von Rom überkommen war. Unser Verhältnis zu Rom ist bis heute nie das eines unmittelbaren Gegenüber, eines offenen Auge in Auge gewesen, sondern ein abgeleitetes. Entweder nahte sich der Deutsche dem antiken Rom auf dem Umwege über seine südlichen und westlichen Nachbarn, und dann sah er in ihm den Ursprung der Mächte, die ihn so oft von seinem Eigensten weggelockt hatten und ihn immer wieder

mit der Gefahr der Überfremdung bedrohten. Oder er nahm den Weg über die Griechen; dann ergab sich eine zweifache Möglichkeit. Entweder erschienen die Römer als das Volk, dessen Zivilisation die griechische Kultur, die der Deutsche als verwandt, fast als eigene Sache empfand, vergrößernd nachahmte und dabei verdarb — Hegels Auffassung vom imperium Romanum als dem großen Kirchhof der antiken Welt. Oder die Römer rückten als die Nation, in der zuerst der Funke griechischer Paideia zündete und eine eigene Kultur entfachte, zu den übrigen europäischen Völkern, die dem gleichen „übergeschichtlichen“ Prozeß des Erwachens zur Kultur am Griechentum unterworfen waren — die Auffassung der Römer als der „ersten Humanisten“, die der erneuerte Humanismus vertrat, und die den Sinn einer Beschäftigung mit den Römern neben der mit den Griechen problematisch machte.

Diese typisch deutsche Situation einer primär griechenbetonten Stellung zum Altertum setzt sich in den oben behandelten Versuchen einer neuen Grundlegung unseres Verhältnisses zur Antike fort. Auf der anderen Seite weist die Neuordnung des Schulwesens gerade dem Lateinunterricht eine besonders wichtige Rolle zu. Es handelt sich nicht nur darum, daß in Zukunft alle Schüler sich mit dem Wesen des Römertums, soweit es in Sprache und Schrifttum Ausdruck gewonnen hat, werden auseinandersetzen müssen. Unter den fremdsprachlichen Fächern ist Latein das einzige, das allen höheren Schulen gemeinsam ist. So fällt unter den Sprachen anderer Völker ihm und nur ihm die Aufgabe der einheitlichen Ausrichtung der gesamten höheren Schulbildung zu, die eines der vornehmsten Ziele der Neuordnung ist. Soll es erreicht werden, so wird das Ziel des Lateinunterrichts an den verschiedenen Schulen zwar wegen der verfügbaren Zeit graduell verschieden sein müssen, es wird sich aber nicht wesensmäßig unterscheiden dürfen. Es wird also ein Bildungsziel sein müssen, das auch ohne Beziehung auf das Griechische oder auf den romanischen Kulturkreis auf sich bestehen kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Altertumswissenschaft nicht ohne weiteres in der Lage ist, ein solches Ziel des lateinischen Unterrichts aufzuzeigen. Deshalb liegen die eigentlichen Probleme, die die Neuordnung unserer höheren Schulen dem Unterricht in den alten Sprachen stellt, auf dem Gebiete des Lateinischen. Zum ersten Male sieht sich der Deutsche vor die Aufgabe einer sinnvollen Auseinandersetzung mit dem Römertum und einer Erziehung mit Hilfe seiner Sprache gestellt, die dieses Volk und diese Sprache um der Werte willen ins Auge faßt, die in ihm selbst und nur in ihm liegen. Dieses Problem stammt nicht aus den Bezirken der Fachwissenschaft. Es wird von der politischen Führung gestellt. Von der Art und Weise, wie die Wissenschaft antwortet, wird Entscheidendes abhängen. Das bedeutet nicht, daß sie eine Anordnung der staatlichen Obrigkeit nur auszuführen hätte. Die Mächte, die heute in Deutschland auch in geistigen Dingen die Führung haben, weil sie sie im harten Kampf der Weltanschauung, nicht der Parteipolitik, errangen — die Mächte also, die auch das wesentliche geistige Geschehen sichtbar machen, stellen aus ihrer politischen Zielsetzung heraus ein erzieherisches Problem. Die Wissenschaft kann es aufgreifen und bewältigen, womit die Antwort, die sie findet, in keiner Weise präjudiziert ist. Sie kann auch den Anruf der Politik überhören. Die Folgen wird sie zu tragen haben. Scheitert sie an dieser Aufgabe, so droht der Schule, d. h. aber der deutschen Bildung, die Gefahr, daß große Möglichkeiten, die heute offen stehen, nicht verwirklicht werden. Wenn die neuen Ziele nicht erkannt, klar begründet und sichtbar herausgestellt werden, wenn man sich dabei beruhigt, wieder einmal alte Ideologien auf neu herzurichten, so

wird die erstrebte Einheit der deutschen Bildung an einer wesentlichen Stelle zerbrechen.

Ist somit die Frage nach Sinn und Bedeutung eines allgemeinen Lateinunterrichts die eigentliche Frage, die die Schulreform stellt, so wird die Beantwortung durch verschiedene Faktoren bestimmt. Daß das allen Schulen gemeinsame Bildungsziel, die Erziehung des jungen Deutschen zum politisch denkenden und in der Weltanschauung des Rationalsozialismus verwurzelten Deutschen auch für den Lateinunterricht maßgebend ist, ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, wird aber durch die Verbindung mit dem Englischen in der herrschenden Schulform bestätigt. Wenn unter den Sprachen der uns rassistisch verwandten Völker gerade die ausgewählt wurden, deren Träger die größten politischen Leistungen aufzuweisen haben, so zeigt das die Absicht solcher politischen Erziehung auch im fremdsprachlichen Unterricht deutlich genug an. Der Erreichung dieses Zieles dient die Sprache der Römer und die Denkmäler, die in ihr das Wesen dieses Volkes für alle Zeiten gültig darstellen. Damit ergibt sich jene Doppelung der Zielsetzung, die jedem Sprachunterricht eigentümlich ist, wenn er auf Bildung, nicht auf Erwerbung praktischer sprachlicher Fertigkeit ausgeht. Er hat sowohl die bildenden Kräfte freizumachen, die in der Erlernung der fremden Sprache an sich liegen, wie diejenigen, die sich aus den Werken, die in ihr geschrieben wurden, entbinden lassen. Die eigentümliche Aufgabe des Lateinunterrichts ist es also, durch eine Auseinandersetzung mit dem Römertum, die sich im Medium der lateinischen Sprache vollzieht, in der deutschen Jugend selbst die Kräfte politischen Bewußtseins und politischer Einsatzbereitschaft lebendig werden zu lassen.

So unmöglich es im Grunde ist, den Inhalt der betreffenden Sprachdenkmäler von ihrer sprachlichen Gestalt nach den beliebten Gesichtspunkten von Gehalt und Form zu trennen — ist der sogenannte geistige Gehalt dieser Werke doch Gehalt nur vermöge der Sprache und ohne sie unvorstellbar —, so wird es sich doch aus Gründen der Klärung empfehlen, jeweils einen dieser Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken, immer in dem Bewußtsein, daß solche Trennung eigentlich unerlaubt ist und eine lebendige Einheit zerreißt. Dabei wenden wir uns zunächst der Frage nach dem politisch bildenden Gehalt der römischen Literatur zu.

Die Grundlagen aller künftigen Erziehung sind durch die Begriffe Rasse und Volk umrissen. Es müssen also auch im lateinischen Unterricht Stoff und Methode darauf abgestellt sein, alle in dieser Richtung wirkenden Kräfte freizumachen. Einsichten in Bedeutung und Wert der Rasse sind — von wenigen Ausnahmen bei den Griechen (Platon!) abgesehen — im Schrifttum der antiken Völker nicht ausgesprochen. Sie können nur auf indirektem Wege aus der Entwicklung der Griechen und Römer, aus ihrer Geschichte gewonnen werden, eine Aufgabe, die vornehmlich dem Geschichtsunterricht zufallen wird. Um so stärker kann gerade der Lateinunterricht die Kräfte bewußt machen, die das politische und geschichtliche Dasein eines Volkes bestimmen und die im Falle Roms das römisch/lateinische Dauervolk zur politisch größten Nation des Altertums gemacht haben. Dabei handelt es sich nicht darum, Rezepte empfehlenswerten politischen Verhaltens in bestimmten Situationen zu geben, wie überhaupt von Nachahmung und Wiederholung keine Rede sein darf. Aber indem der Schüler die innere Haltung erlebt und in sich nachvollzieht, die der Römer zu seinem Volke, seinem Staate und seiner Geschichte einnahm, kann er an dem Gegenüber des verwandten und doch verschiedenen Volkes der Kräfte inne werden, die die politische Größe eines Volkes bedingen.

An anderer Stelle (13) habe ich das Zentrum dieser Kräfte in jenem geschichtlichen Bewußtsein des Römers zu erkennen geglaubt, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindet und in dieser Verbindung die Idee des Volkes konstituiert. Nach dieser Auffassung steht der Mensch zwischen Gewesenem und Künftigem, wobei die Vergangenheit lebendig hineinwirkt in die Gegenwart und über sie hinaus die Möglichkeiten der Zukunft eröffnet. Aber der Mensch steht nicht als Einzelner in dieser Weise zwischen einer Vergangenheit, die über ihn hinaus weiterwirkt in die Zukunft hinein, und einer Zukunft, deren Aufgaben aus dem Gewesenen erwachsen; diese Vergangenheit, diese Zukunft sind die Vergangenheit und die Zukunft der Gemeinschaft, in die er hineingeboren ist, der Gemeinschaft seines Volkes. Aus der gemeinsamen Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft überwölbt und die geschichtliche Aufgabe eines Volkes stellt und sichtbar macht, offenbart sich die politische Idee, die überhaupt erst Volk schafft. Sie läßt aus Sippen und Stämmen die Gemeinschaft entstehen, die blutsmäßig gebunden ist, außerdem aber aus dem Wissen um diese ideelle Aufgabe handelt, aus einer politischen Idee heraus, die in der Geschichte offenbar wird. Es ist bekannt und von niemandem nachdrücklicher ausgesprochen als vom Führer selbst (Die Reden Hitlers am Parteitag der Freiheit 1935, 72 ff.), welche Rolle diese politische Idee in der Ausprägung, die ihr der römische imperium-Gedanke gegeben hatte, bei dem allmählichen Zusammenwachsen der Stämme zur Einheit des deutschen Volkes gespielt hat. Heute ist unser Volk aufgebrochen zu dem letzten Schritt auf dem Wege der völligen Volkwerdung, der Aufgabe einer zweitausendjährigen Geschichte — was liegt näher, als auch jetzt dieselben Kräfte diesem Ziele dienstbar zu machen. Eine an dieser Aufgabe ausgerichtete Lateinlektüre<sup>1)</sup> würde anheben mit einer Caesarlesung, die einen Eindruck von der Gestalt des größten Römers und einer der größten Führerpersönlichkeiten der Antike zu geben hätte. Dabei würde entsprechend der Fassungskraft der Schüler der militärische Führer im Vordergrunde stehen. Mit der Sallustlektüre würde dann hinter Caesar die Folie der zerfetzten Republik ersehen, von der er sich leuchtend abhebt. Zugleich wird das Verständnis für die Notwendigkeit des Staatsneubaues durch Augustus vorbereitet. In den Proömien, vor allem dem zu Jugurtha, tritt jenes römische Verhältnis zur Geschichte dem Schüler zum ersten Male klar ausgesprochen entgegen. Diesen Eindruck kann das *Somnium Scipios* vertiefen, das neben einer imponierenden kosmischen Schau in den Gestalten der beiden Scipionen und des Paullus dieses Verhalten zu einer Vergangenheit, die für die Zukunft verpflichtet, zeigt. Mit Livius lernt dann der Schüler ein Werk kennen, in dem die politisch-geschichtlichen Grundkräfte des augusteischen Nationalstaates Ausdruck finden, und das zugleich ein Bild von dem Wirken dieser Kräfte in der Republik gibt. Das Bild des Mannes, der noch einmal die römisch-italische Nation von dem Versinken im Völkergemisch der spätantiken Welt zurückreißt, und das Bild seines Staates wird im *Monumentum Ancyranum* deutlich, während Vergil und Horaz die ideellen Kräfte, die diesen Staat tragen, aufzeigen. Vor allem der vergilische Aeneas in seiner dreifachen Bindung an Gottheit, Volk und Geschichte, der Mann, der um des Volkes und seiner Zukunft willen seine Aufgabe auf sich nimmt, zeigt das geschichtliche Bewußtsein des Römertums in höchster Ausprägung (14). Ist so an

1) Die folgenden Ausführungen haben das Gymnasium, das dem Lateinunterricht die höchste Entfaltungsmöglichkeit bietet, im Auge. Es ergibt sich aus dem oben Gesagten, daß die Lektüre an anderen Schulen sich auf einen Teil des genannten Stoffes beschränken wird, daß aber die Ausrichtung die gleiche sein muß.

der augusteischen Zeit ein klares Bild der politisch-geschichtlichen Grundkräfte völkischen Daseins gewonnen, so bringt die Tacituslektüre die Krönung, indem sie nicht nur in der Germania die völkische Grundlage unseres Daseins kennen lehrt, sondern auch am Beispiel des Arminius das erste Erwachen eines deutschen Volksbewußtseins sichtbar werden läßt (15).

Eine so angelegte Lateinlektüre würde, ausgehend von der Gestalt des größten Römers, sich weiten zur Bekanntheit mit der großen Zeit Roms und mit der Zersetzung, indem sie die geschichtliche und politische Grundhaltung des Römertums herausarbeitet. Über deren monumentalste Ausgestaltung unter Augustus würde sie dann das eigene Volk einbeziehen, das Erwachen derselben Kräfte bei den Germanen zeigen und damit das Verständnis für die Aufgabe völkischer Selbstbehauptung wecken und die Haltung erkennen helfen, aus der heraus diese Aufgabe gelöst werden kann.

Solche Lektüre, als organisches Ganzes auf eine große Aufgabe ausgerichtet, setzt eine Kenntnis der lateinischen Sprache voraus, die es der Schriftstellerlesung ermöglicht, die Gehalte, von denen die Rede war, wirklich aus den Texten zu entbinden. Ein Lektüreunterricht, der sich ganz oder zum größten Teil in der Bewältigung der sprachlichen Schwierigkeiten der Übersetzung erschöpft, erfüllt nicht die Anforderungen, die wir heute stellen müssen. Aber darüber hinaus wohnt der Erlernung der fremden Sprache eine eigene Bildungsmöglichkeit inne. Wie weit sie ausgeschöpft und nutzbar gemacht werden soll, wird sich nach dem allgemeinen Ziel aller Schulformen zu richten haben, wie es oben versuchsweise umrissen wurde. Das bedeutet aber, daß nicht die vielberufene „logische Denkschulung“ durch das Lateinlernen als Sinn des lateinischen Sprachunterrichts angesehen werden kann. Diese Auffassung ist übrigens, wie die lehrreichen historischen Ausführungen Weckers (16) zeigen, ein Kind des XIX. Jahrh. und als solches eng mit der demokratisch-aufklärerischen Menschheitsidee des nachhumboldtischen humanistischen Bildungsideals verknüpft. Demgegenüber wird die sprachlich bildende Aufgabe des Lateinunterrichts darin bestehen müssen, den Schüler durch Einsicht in den Sprachbau zu einem vertieften Sprachbewußtsein und zu einem sicheren Sprachgefühl gerade in der eigenen Sprache zu führen. Hier hat aus langer Unterrichtserfahrung heraus Klingenstein (17) beherzigenswerte Worte über den Wert der alten Sprachen, besonders des Lateinischen, gefunden als Mittel einer „rasch ansteigenden Sprach- und Denkschulung, die über die aus der Muttersprache allein in der gleichen Zeit zu gewinnende Höhenlage hinausgehen muß“. Die Ausdrucksmöglichkeiten, über die das Deutsche verfügt, die Disziplin des Denkens, die Voraussetzung einer guten deutschen Sprache ist, das Gefühl für Feinheiten und Nuancen wie der Sinn für Monumentalität, sprachliches Vermögen und sprachliches Bewußtsein — das alles wird geweckt, erkannt und gelernt am Gegenüber einer fremden Sprache, im Ringen mit dem geformten Denken eines anderen Volkes, in der Spannung der Auseinandersetzung mit anderem großen, ebenbürtigem Sprachgeist. Und wenn wir auch dieses Ziel einer Erziehung zu sprachlichem Vermögen und sprachlichem Bewußtsein im besten Sinne politisch sehen, so gibt es dafür keine bessere Schule als die Auseinandersetzung und das Ringen mit dem Sprachgeist des Römers. Der ordnende Herrschergeist des latinischen Bauernvolkes, das zur Herrin der Welt emporstieg, spricht wie aus seinen größten Sprachkunstwerken noch aus dem einfachsten Satz, der schlichtesten Periode. Das Mühen um eine würdige Übersetzung der großen lateinischen

Schriftwerke ist der sicherste Weg zur Einverleibung auch ihres Gehaltes, das Umdenken ihrer sprachlichen Form in eigenes Deutsch das wirksamste Mittel, in uns selbst die entsprechenden Kräfte zu wecken. Wie der Gehalt jener Werke von der sprachlichen Gestalt, in der er empfangen wurde, untrennbar ist, so kann er im Schüler nur wieder lebendig werden, wenn er selbst in seiner Sprache diese Gedanken nachvollzieht. Dabei wird er zugleich der eigenen sprachlichen Möglichkeiten sich bewußt und lernt sie beherrschen in einer Weise, wie es allein im deutschen Sprachunterricht nie erreicht werden kann.

An dieser Stelle setzt nun der Methodenstreit ein, der in den letzten Jahren die deutsche Altphilologenschaft erregt, der Kampf zwischen den Anhängern der sogenannten direkten oder natürlichen Methode, die den Sprachunterricht ausschließlich vom Lateinischen, und zwar vom lateinischen Satz her aufbaut, und zwischen den Freunden der herkömmlichen Unterrichtsform, die wenigstens für die Spracherlernung der Hinübersetzung entscheidende Bedeutung zumessen. Die oben erwähnten Tagungen von Gera und der Reichenau haben auch diese Frage behandelt, und ein Heft der Neuen Wege zur Antike (18) gibt den Stimmen für und wider Raum und ermöglicht so eine gute, unparteiische Orientierung. Ich verfüge über eine zu geringe Schulerfahrung, um mir ein abschließendes Urteil in einer didaktischen Frage zu erlauben. Doch möchte ich vor allzu rascher und einseitiger Festlegung auf eine allein seligmachende Methode warnen. Das Beste an jedem Unterricht, das persönliche Charisma des echten Lehrers und Erziehers, wirkt sich in verschiedenen, ihm gemäßen Formen aus. Aber wie auch Berufener und vor allem der praktische Erfolg diesen Streit entscheiden, das Ziel steht fest: die Spracherlernung muß dem Schüler möglichst rasch die sichere Beherrschung der Sprache vermitteln, deren er zu fruchtbarer Lektüre bedarf. Fruchtbar ist aber nur die Lektüre, die ohne Stottern und Stolpern, ohne wildes Raten, ohne die Verflachung einer verwaschenen Übersetzung den lateinischen Text in ein würdiges Deutsch zu übertragen sich bemüht. Sie allein erreicht das doppelte Ziel des Lateinunterrichts: durch Umsetzung des Gehaltes, der von der sprachlichen Form nicht abgelöst werden kann, in die eigene Sprache die sprachlichen Fähigkeiten zu entwickeln und zugleich in dieser Bewältigung des gedanklichen Gehaltes in der deutschen Jugend die Kräfte politisch-geschichtlichen Denkens und Handelns aufzurufen, die aus den lateinischen Schriftdenkmälern mahnend und weckend sprechen. Fassen wir das Ziel des Lateinunterrichts so, so dient er nicht der Ausbildung zu einem praktischen Beruf — das wird er nie können. Wohl aber schafft er wahre Bildung (19), die heute nur völkische, politische Bildung sein kann; indem er den jungen Deutschen in ringender Auseinandersetzung durch Denken und Sprache desjenigen raffisch verwandten Volkes hindurchgehen läßt, das die größten politischen Leistungen vollbrachte, hilft er zu seinem Teile, diese Jugend zu Männern politischen Bewußtseins heranzuziehen.

Die heutige Lage der Altertumswissenschaft wie der Schule brachte es mit sich, daß diese Ausführungen sich hauptsächlich mit dem Lateinischen beschäftigen mußten. Denn während in unserer Stellung zu Hellas die Klärung sich schon weitgehend angebahnt hat und die Ansätze einer neuen Betrachtungsweise in theoretischen Erörterungen (20) wie in konkreten Einzeldarstellungen deutlich zu sehen sind — ich verweise noch auf das schöne Heft „Hellas und wir“, aus dem besonders die Beiträge von Verve (Was ist von der griechischen Geschichte lebendig?) und Vogner (Epos und Lyrik der Hellenen und die Gegenwart) genannt seien (21) —, stellt das Lateinische an Wissenschaft und

Schule die eigentlich dringlichen Probleme. Die Aufgabe ist in ihrer Größe noch kaum auszumessen. Wenn nicht alles täuscht, geht es um nicht mehr und nicht weniger als darum, im römischen Altertum die echten politischen und geschichtlichen Bildungswerte freizulegen, die durch die Ideologie der lateinischen Zivilisationsmächte — von ihr hing wieder die deutsche Stellung zu Rom ab — mehr verdeckt als offenbart wurden. Es handelt sich dabei um das Rom, das nach Rosenbergs oft zittertem Wort zeigt, wie ein nordisches Volk in der Bedrohung, die es umgibt, zu seiner Verteidigung und Behauptung die Staatszucht ausbildet, jenes Rom, dessen Geschichte der Führer als die hohe Schule der Politik wohl aller Zeiten bezeichnet. Das aber ist das Rom der großen Zeit der Republik bis zum beginnenden Prinzipat, jenes Bauernvolk, das die Welt eroberte und so oft, von Cannae bis Aktium, vom Abendlande die Bedrohung durch den Osten abwehrte, bis es ihr zuletzt erlag und die Rolle eines europäischen Wächters gegen Asien, die es selbst von den Griechen überkam, den Deutschen überantwortete. Die letztgültige bewusste Gestaltung seiner Idee fand es in den großen Dichtungen der augusteischen Zeit. Nicht das immer mehr sich orientalisierende Rom der Kaiserzeit, auf das sich die Mächte des Westens und Südens berufen, sondern das eigentliche, echte, seiner rassistischen Substanz nach noch vorwiegend nordisch bestimmte Rom neu zu entdecken — das ist die Aufgabe, die dem Deutschen in seinem Verhältnis zur Antike heute gestellt wird, auch sie eine Aufgabe, die über das eigene Volk hinausweist und uns wieder einmal zu europäischer Geistesstat aufruft. So wie wir vor hundert Jahren für alle Völker des Abendlandes zu ihrer griechischen Wurzel durchstießen, so sollen wir heute den römischen Grundpfeiler Europas echt und rein sichtbar machen. Indem wir die Kräfte politischer Bildung, die in Rom liegen, für unseren eigenen Daseinskampf fruchtbar machen, erfüllen wir aus einer deutschen Notwendigkeit heraus eine allgemeine Aufgabe, wie es in den Tagen Luthers, zu den Zeiten der Winkelmann, Herder, Goethe, Hölderlin geschah. Daß darüber die alte deutsche Aufgabe, Hüter der griechischen Werte zu sein, nicht in Vergessenheit gerät, dafür ist gesorgt. Auch sie muß neu gefaßt und aus heutigem Geist gelöst werden. Aber diese gewohnte Pflicht, die uns teuer ist, darf uns nicht hindern, auch dem Neuen offen zu stehen. Aus der politischen Situation kommt der Anruf: wie die deutsche Altertumswissenschaft, wie die deutsche höhere Schule ihm antworten, davon wird es abhängen, ob unser Volk eine große und schöne Aufgabe löst oder nicht. Die deutsche Universität, die deutsche Altphilologenschaft, alle die, die vom Bildungswert des griechisch-römischen Altertums überzeugt sind — sie halten die Entscheidung in der Hand. Die Zukunft wird zeigen, ob unser Geschlecht es verstanden hat, eine neue Bildungsaufgabe zu erkennen, anzufassen und — zu lösen.

1. Die deutsche Revolution im altsprachlichen Unterricht. Vorträge, Berichte und Ergebnisse der altsprachlichen Arbeitstagung der Fachschaft II im NSLB. in Gera. Hrsg. K. Friel. Gfm., Diesterweg '36. 98 S. 2,80. — 2. Ziele und Wege des altsprachlichen Unterrichts im Dritten Reich. Vorträge und Berichte der Tagung der altsprachlichen Arbeitsgemeinschaft im NSLB. Gau Württemberg-Hohenzollern auf der Reichenau (Bodensee). Sonderheft „Aus Unterricht und Forschung“. Stgt., Kohlhammer '37. IV u. 98 S. 2. — 3. Unzulänglicher Bericht in: Das Gymnasium 48 ('37) 49. — 4. Jaeger, Werner, Humanistische Reden und Vorträge. Bln.: Pp., de Gruyter '37. VII u. 217 S. Geb. 6. — 5. DLZ. 56 (3. F. 6) '35, 2126. 2169. 2213. — 6. Stdt. gel. Anzeigen 197 ('35) 329. — 7. Bursians Jahresber. 251 ('36 I) 91 ff. 97 ff. — 8. Vorträge der Ersten Geschichtstagung des NSLB. in Bremen. Vergangenheit. u. Gegenwart, 9. Erg.-Heft, Pp., Bln., Teubner '36, IV u. 81 S. 2,40. S. 13. — 9. Altsprachliche Bildung im Neuaufbau der deutschen Schule. Pp., Bln., Teubner '37. IV u. 52 S. 1,20. S. 1. — 10. Eberz

hardt, W., Humanismus im neuen Deutschland. Die höhere Schule 13 ('35) 301. — 11. Heyse, Hans, Idee und Existenz. Hbg., Hanseat. Verl.-Anst. ('36). 363 S. 12,80. — 12. Binding, Rudolf G., Der deutsche und der humanistische Gedanke im Angesicht der Zukunft. Potsdam, Rütten & Loening '37. 16 Bl. 0,60. — 13. Gegenwärtiges Altertum, Mitteilungen aus dem Reichsfachgebiet „Alte Sprachen“ im RSLB., '36 Nr. 3 (Beilage zu „Die Deutsche höhere Schule“ 3, Heft 15/6. Vgl. a. oben Bd. 12, 118). — 14. Nr. 2 S. 76. Hist. Ztschr. 156 ('37) 71. — 15. Nr. 2 S. 62. — 16. Nr. 1. S. 63. — 17. Nr. 8. S. 22. — 18. Lateinischer Sprachunterricht. Sieben Beiträge zur Methodenfrage. Neue Wege zur Antike I 12. 179. Bln., Teubner '36. IV u. 84 S. 2,80. — 19. Gieselbusch, H. in Nr. 8 S. 32. — 20. Eichhorn in Nr. 2 S. 1. Aly in Nr. 1 S. 1. — 21. Südd. Monatshefte 33, Heft 12, September '36.

## Wissenschaftliche Fachberichte.

### Geschichte.

Von

**Ernst Wilmanns.**

Das Erscheinen von Helboks Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs (1) bedeutet einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft. Allzu bescheiden nennt es der Verfasser Studien zur vergleichenden Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte. Mögen es Studien sein, schon die vorliegenden sechs Lieferungen des in einen Text- und einen Kartenband gegliederten Werkes beweisen, daß wir vor der Grundlegung einer neuen Weise geschichtlicher Forschung stehen. Ihren Ertrag auch nur annähernd und in groben Umrissen nachzuzeichnen, ist auf dem hier verfügbaren Raum ganz unmöglich. Nicht deshalb allein, weil Helbok mit großer Sicherheit die geschichtliche Kenntnis bis in die Urfänge unseres Volkes zurückzuverfolgen vermag; ihm gelingt auch, schwer faßbare, weil von namenlosen Massen getragene Erscheinungen der historischen Zeit dem Blick des Forschers durchschaubar zu machen, über andere längst bekannte, aber irrig gedeutete, wie etwa die Sippenfiedlung, Landnahme und Landausbau, die Markgenossenschaft, die Entstehung der Territorien neues und unerwartetes Licht zu breiten und dadurch Einblicke in Jahrtausende überspannende Zusammenhänge zu schaffen. Lange wird die Forschung zu tun haben, um die von diesem Werke ausgehenden Anregungen aufzunehmen und zu verarbeiten. Was seine Leistung aber schlechthin aus der Reihe auch bedeutender Schriften heraushebt, ist die Tatsache, daß Helbok mit seinen Methoden der geschichtlichen Wissenschaft die Werkzeuge geschenkt hat, die Geschichte als Lebensvorgang in sehr viel tieferen Quellen und weit unmittelbarer zu fassen, als es bisher ihr möglich war. Denn um die geschichtliche Substanz unserer Geschichte, das Volk, nicht nach seinen in Leistung und Schicksal sich anbietenden Lebensäußerungen, sondern nach seinem Werden als einem lebendigen Organismus geht es ihm. In einer kleinen, sehr lesenswerten programmatischen Schrift spricht Helbok über „biologische Volkstums-geschichte“ (2). Den Begriff des Biologischen aber darf man, um den Gehalt seines großen Werkes zu würdigen, nicht eng nehmen. Vor Helbok sind die Versuche, die Geschichte auf rassistischer Grundlage zu fassen, vielfach in Konstruktionen oder in die Geschichte der rassistischen Entwicklung abgeglitten. Helbok faßt das Problem viel tiefer. Er sieht das Volk in seinem organischen Wachstum aus seiner Urzelle und in ständiger, engerer Wechselwirkung mit den natur-

lichen Bedingungen seines Lebensraumes wie in dem kulturellen Austausch oder der Auseinandersetzung mit anderen Menschengruppen entstehen. Indem er dieser Entwicklung nachgeht, schildert er den Lebensvorgang als einen sich steigernden Zusammenhang geschichtlichen Handelns in der Zeit. So gewinnt er Ergebnisse, von denen man endlich sagen kann, daß sie von der Rolle der Rasse in der Geschichte keine theoretische Schau, sondern feststellbares und gesichertes Wissen bieten. Das Geheimnis seiner Methode liegt einmal in der entschlossenen Abkehr von der Verwendung einseitiger Verfahren, sei es der isolierten Benutzung der Bodenfunde, sei es der bisher üblichen Auswertung der schriftlichen Überlieferung; sodann in der meisterhaften Vereinigung der verschiedensten Einzeldisziplinen zur gegenseitigen Erhellung und Kontrolle, der kritischen Arbeit an der schriftlichen Quelle wie der Ergebnisse der Spatenforschung, der Klima- und Bodenfunde, der Pflanzengeographie und -geschichte, der Ortsnamen-, Siedlungs- und Volkskunde, der Geographie, Kulturraum- und Sprachforschung, der Sozial-, Wirtschafts-, Rechts- und Kulturgeschichte. Entscheidend aber ist der Weg über die exakte, induktive Feststellung der Typen. Nicht die komplexe Erscheinung der Kultur oder Kulturform steht am Anfang seiner Arbeit, sondern die kartographische Aufnahme der Einzelercheinung, so daß deren Verbreitung als Typ übersehen werden kann; erst daraus folgt der Schluß auf die Ursache der Verbreitung, der Fort- und Rückbildung, Mischung, Übertragung und Überlagerung, und das Endglied erst bildet die individuelle Ausprägung im Einzelwerk oder Einzelmenschen. Dieses Verfahren, trefflich erläutert durch die wundervollen Karten, führt zur Erkenntnis der Wandlungen in der lebendigen Volkssubstanz, deren gliedhafte Ausprägung der Einzelmensch ist. Es ist kaum nötig zu sagen, daß jeder Schritt mit der schärfsten, kritischen Selbstüberwachung getan wird, die die Möglichkeiten, Grenzen und Fehlerquellen der methodischen Wege überdacht und bewertet hat. Die Fruchtbarkeit des Verfahrens aber beweist am schlagendsten die Tatsache, daß nicht allein der äußere Hergang unserer Volksgeschichte von der Siedlung in der Urlandschaft bis zum vollendeten Landausbau, nicht nur das Wachstum des Volkes und der Verlust sich ablösender Teile erkennbar wird, sondern auch tiefe Einblicke gewonnen werden in das Werden seines Wesens, seiner Art, seines Charakters, seiner religiösen und sittlichen Anschauungen.

Fast in allem als Gegenbeispiel wirkt Günters Geschichte des deutschen Mittelalters (3). Sie baut ausschließlich auf den schriftlichen Quellen auf und ist bei dieser Beschränkung nur imstande, von den wenigen führenden Gestalten zu sprechen, so daß das Volk in seiner Wesenheit gar nicht in das Blickfeld kommt. Der Verfasser geht von der durchaus richtigen Überzeugung aus, daß das deutsche Mittelalter nur von der Reichsidee her verstanden werden kann. Sie aber zum tragenden Grund seiner Darstellung zu machen, gelingt ihm nicht, trotz einzelner sehr treffender Formulierungen. Immer wieder gleitet er ab und ordnet den Stoff nach den äußeren Geschehnissen, wobei sich störend der reichlich enge konfessionelle Standpunkt geltend macht. — Leider muß dasselbe, wenn auch mit durchaus entgegengesetzten Vorzeichen, gegen die Geschichte des Papsttums von Haller (4) eingewendet werden. Lebhaft, anschaulich und geistvoll geschrieben, schildert der neu erschienene zweite Band dieses Werkes (über den ersten Band vergleiche Neue Jahrbücher '34, S. 572) die Zeit bis zum Investiturstreit. Haller will die Wirklichkeit des Papsttums als Institution darstellen. Wenn er sie nüchtern und Illusionen zerstörend zeichnet, immer wieder erweist, wieviel politische Berechnung und Propaganda in der Form

religiöser Lehren zu jener Wirklichkeit gehörte, so ist das zweifellos wissenschaftlich berechtigt. Darum jedoch ist nicht nötig, daß die Entzauberung in ironische Skepsis umschlägt, und sicherlich wird das Werk seinem Gegenstand nicht gerecht, wenn das Papsttum allein als politische Institution gesehen, wenn nicht die bewegenden Kräfte der Religion, weder bei den führenden Männern noch in der Kirche als Ganzem, in ihrem Gewicht beachtet werden, und wenn die Frage nach der Tiefe des Glaubens und der Echtheit der Überzeugung im Volk und in breiteren priesterlichen Schichten als eine nicht zu beantwortende Frage beiseitegeschoben wird. So verdünnt sich diese Geschichte des Papsttums zu einer Geschichte der politischen und rechtlichen Institution, gesehen als ein schmaler Oberbau der regierenden Kreise; sie wird zu einer Geschichte der Vordergründe, hinter denen die Bewegung der religiösen Kräfte und mit ihnen die geschichtliche Substanz verschwunden ist. Eine Gestalt wie Gregor VII. ist nun einmal als historische Wirklichkeit nicht zu fassen, wenn das religiöse Genie nur nebenbei erwähnt, aller Nachdruck einer beredten Schilderung auf den leidenschaftlichen und harten Willensmenschen gelegt wird, der wohl auch Theologe aber viel mehr Finanzmann, kirchlicher und militärischer Politiker gewesen sei. Ähnliches gilt von Nikolaus I., Kardinal Humbert und selbst von einer Erscheinung wie Pseudo-Isidor. Da aber die Politik der Päpste nur als ein weltliches Geschäft behandelt wird, büßt das Werk auch viel von seinem Ertrag für die deutsche Geschichte ein. Das Papsttum ist ebenso wie das Kaisertum in der augustiniischen Lehre vom Gottesstaat verwurzelt; durch sie ist ganz wesentlich der mittelalterliche Ordo und der Reichsgedanke geformt. Gerade hierfür und damit für das Verständnis des deutschen Schicksals hätte eine Geschichte des Papsttums viel zu sagen. Hallers Werk befriedigt dieses Bedürfnis nicht. — Wieviel voller die geschichtliche Wirklichkeit vor Augen tritt, wenn auch der religiöse Gehalt der Zeit betrachtet wird, zeigen zwei Monographien; Ladner behandelt die Beziehungen zwischen Theologie und Politik vor dem Investiturstreit (5), Michel das Papstwahldekret von 1059 (6). Dem, worauf Haller verzichten zu müssen glaubt, geht Ladner nach: der unterirdischen Verflechtung des Wurzelwerks politischer und idealer Erscheinungen im gemeinsamen Lebensgrund. Den Weg zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe bahnt er sich durch die Erkenntnis, daß für das Mittelalter die logische Gewißheit immer eingebettet war in die irrationale Glaubenswirklichkeit. Ausgehend vom Abendmahlsstreit des Berengar von Tours entwickelt er, welcher entscheidender Antrieb die Frage nach der Einheit von Geist und Leib, Christentum und Welt für die Zeit gewesen ist. Der Kaisergedanke und die Reichspolitik, die eine Zusammenordnung der geistlichen und weltlichen Elemente in einer die ganze irdische Welt umspannenden Herrschaft erstrebte, und die Reform von Cluny, die eine besondere Sphäre aussonderte, göttliches dem menschlichen Recht entgegensetzte, treten in der Unvereinbarkeit ihrer geistigen und politischen Richtung scharf hervor, und so wird aus dem religiösen Wollen ein tieferes Verständnis für den politischen Zusammenstoß zwischen Staat und Kirche erschlossen. Der Schwerpunkt der Arbeit von Michel liegt in der philologisch und begrifflich exakten Feststellung der Einzelbestimmungen des auf Humbert von Silva Combida zurückgeführten Papstwahldekrets und vor allem des Königsrechts. Dieses wird als die entscheidende, nach der Abstimmung zuerst der Kardinalbischöfe, sodann des übrigen Klerus und des Volkes erfolgende Mitwahl in letzter Instanz bestimmt. Es schließt das Recht der Billigung oder Ablehnung der Wahl der römischen Wahlfaktoren in sich, nicht aber das der Desi-

gnation oder Absetzung. — Diesen beiden Monographien sei die Anzeige einer dritten sehr umfangreichen und mit einem besonderen Quellenband ausgestatteten angefügt. Pekár (7) legt ein vor fast vier Jahrzehnten veröffentlichtes, wegen der tschechischen Sprache in Deutschland aber wirkungslos gebliebenes Werk über Wallensteins Verrat neu bearbeitet in deutscher Sprache vor. Auf's wärmste ist sein Entschluß, sich nunmehr der deutschen Sprache zu bedienen, zu begrüßen. Seine auf lückenloser Kenntnis der Literatur und der Quellen beruhende Arbeit dürfte die lange Zeit lebhaft umstrittene Wallensteinfrage endgültig abschließen. Mit eindringender Sachkunde geht sie allen Winkelzügen der Wallensteinschen Politik und seiner Mitwisser Schritt für Schritt nach, und vermöge einer umfassenden Überschau über die diplomatischen und militärischen Verhältnisse der Jahre 1630—34 rekonstruiert sie, was Wallenstein gewollt und wirklich getan hat. Wallenstein erscheint als der von maßlosem Ehrgeiz und Rachsucht gegen den Kaiser und Bayern getriebene, tatsächlich aber schwankende Zauderer, der, gehemmt von seinem Sternenglauben und einer rätselhaften Bindung an den sächsischen Feldmarschall Arnim, im entscheidenden Augenblick vor seinen eigenen Plänen kraftlos zurückschreckte. In Arnim fand er den überlegenen Gegenspieler.

Neben den aus selbständigen Quellenstudien gearbeiteten Werken sind einige, nur gedruckte Literatur verwertende Schriften zu nennen. Unter dem bezeichnenden Titel „Das Reich als Schicksal und Tat“ zeichnet Joepfl (8) für eine breitere Leserschaft in leichtverständlicher und schöner Sprache, schlicht und würdig, mit heißer nationaler Leidenschaft ein Gesamtbild der deutschen Geschichte. Die Motivierung der Zusammenhänge hält sich im Rahmen des Hergebrachten. Sehr geschickt ist die Darstellung gegliedert, vorbildlich auch für den Unterricht. Daß der Verfasser vom katholischen Standpunkt aus schreibt, tritt in der mittelalterlichen Geschichte kaum hervor, und auch die Reformation ist mit offensichtlichem Willen zum Verstehen für die Anliegen der Evangelischen behandelt. Die Gegenreformation und Friedrich der Große jedoch sind nicht ohne Befangenheit des Urteils dargestellt. — Politisch-pädagogische Zwecke verfolgt Koppen, Deutsche gegen Deutschland (9). Teils nach der zeitlichen Folge, teils nach der territorialen Gliederung geordnet, erzählt es von der Rheinbundzeit. Im allgemeinen ist die gedruckte Literatur und die zeitgenössische Publizistik geschickt ausgewertet, allerdings durchaus nicht vollständig. Daher entstehen merkwürdige Lücken. Die gefährliche Tätigkeit von Siéyès und des Grafen Reinhard ist weder nach Umfang noch nach der Wirkung genügend erkannt; andererseits hätte eine Gestalt wie der deutschbewusste Bremer Smidt eine weit stärkere Beachtung verdient. — Einen knappen und einprägsamen Überblick über die militärischen Ereignisse des Weltkriegs gibt Poll (10). Ohne den Anspruch auf eine selbständige, die geistig-seelische Entwicklung mit den kriegerischen Vorgängen verbindende Gesamtauffassung des Weltkriegs zu erheben, gibt das Buch doch einen erschütternden Eindruck von der Größe und der Furchtbarkeit der Zeit.

Eine besondere kostbare Gabe für den Historiker sind die im 12. Band der gesamten Schriften Dilthey's (11) vereinigten Aufsätze zur preussischen Reformzeit. Wenn auch in Einzelheiten durch den Fortschritt der Forschung überholt, behält doch die in den Aufsätzen zutage tretende hohe Auffassung Dilthey's unzerstörbar ihren Wert. Unübertrefflich zeigt sich auch hier seine Kunst, aus dem einschmiegsamen Verstehen der innersten Natur des Menschen seine Taten und Leistungen zu begreifen. Indem er so zum Wesenskern vordringt, vermag er die edle Größe jener Zeit in

dem einheitlichen Willensgrund aufzudecken, aus dem das Wirken so verschiedenartiger Männer erwuchs: der Absicht, durch die Wiederbelebung des religiösen Sinnes, durch die Befreiung der sittlichen Energien die staatsbildenden Kräfte zu wecken und ein neues Deutschland zu schaffen durch die Vereinigung der staatlichen Zucht Preußens mit dem freien schöpferischen Gedanken. — Eine gute Auswahl kleinerer Schriften Rantes veröffentlicht Hofmann (12). Sie alle lassen erkennen, wie unser größter Historiker aus der Unmittelbarkeit seines Verhältnisses zu den geschichtlichen Kräften, aus dem „Mitgefühl ihres Daseins“, den Staat als Leben moralischer Energien faßt. — Bemerkenswert ist Breyfigs kleine Schrift, Die Meister der entwickelnden Geschichtsforschung (13), da sie zeigt, wie weit er über Rantes Zurückhaltung hinausgeht. Glaubt jener „anschauen und wahrnehmen“ zu können, nicht aber „definieren und unter Abstraktionen bringen“ zu dürfen, so zielt Breyfig auf die Erfassung der Geschichte mit Hilfe des „der Biologie entlehnten Begriffs des Wachstums als der innigsten Verkettung der Glieder einer Geschehensreihe“. Dem Nachweis, wie von Aristoteles bis Herder der menschliche Geist sich diesem Ziel genähert hat, ohne es zu erreichen, dient Breyfigs Buch. — Einige Neudrucke der Kriegsgeschichtlichen Bücherei (14) sind zu erwähnen. Eine Schrift wie Boyens Bericht über die Wochen von Großbeeren bis Leipzig werden den von der Bücherei erstrebten Zweck voll erfüllen. Zu begrüßen ist auch die billige Ausgabe von Rantes Darstellung des Siebenjährigen Krieges. Zweifelhaft aber ist der Wert militärischer Auszüge aus mittelalterlichen Quellen, da die militärischen Vorgänge nur faßbar werden, wenn sie gesehen sind im Rahmen der Gesamterzählung und Schilderung ihrer Zeit. — Kurz hingewiesen sei auf die kleine, sehr klare Übersicht über die ober-rheinische Bauernbewegung, die Andreas vorlegt (15).

Zum Schluß ist eine Gruppe von Schriften zum Geschichtsunterricht anzuzeigen. Es liegt in der Notwendigkeit unserer Tage, daß sie alle das gemeinsame Merkmal des Versuches einer Neubewertung unserer Geschichte tragen. In kurzen, auf das Grundfäßliche gerichteten Einzelheften nehmen die „Stoffe und Gestalten der deutschen Geschichte“ (16) zu den Fragen Stellung, die durch den Umbruch aufgeworfen sind. Ihre Anregungen wird der Lehrer dankbar begrüßen. Die brennendste Frage ist zweifellos die der Rolle der Rasse in der Geschichte. Helbofs Beitrag gibt hierfür weit gesichertere Grundlagen als der entsprechende von Paul. Die Aufsätze von Berbe und Ullmann verdienen wegen der fruchtbaren Gesichtspunkte ihrer Ausführungen besondere Hervorhebung. — Die bereits früher erschienenen Schriften von Schnee (17) und Mnor (18) und ebenso die jüngst veröffentlichte von Klagges (19) wollen Wegweiser sein zu einem nationalsozialistischen Geschichtsunterricht. Die Bücher sind nach Standpunkt und Zweckbestimmung nicht gleich. Das von Schnee verleugnet den katholischen Verfasser nicht; das von Mnor hat im wesentlichen die Volksschule im Auge; das von Klagges beansprucht die allgemeingültige Grundlage für allen Geschichtsunterricht zu bieten. Gemeinsam ist ihnen der Wille, die Arbeit der Schule auf die Ziele des Dritten Reiches auszurichten, die leidenschaftliche Bejahung unserer Zeit und der Versuch, von den Erfahrungen des lebenden Geschlechts her Zusammenhänge und Werte unserer Geschichte neu zu ordnen. Bei dem hier zur Verfügung stehenden Raume ist es nicht möglich, in Auseinandersetzung über einzelne Urteile einzutreten. Der Lehrer, der die Bücher benutzt, wird Anregungen zu ernstem Nachdenken in Fülle finden und für seinen Unterricht sowohl in den Einzelheiten wie in der Stoffauswahl, in der Abgrenzung der einzelnen Epochen und ihrer

Betonung viel Nutzen ziehen. Deutlich aber tritt allmählich das dringende Erfordernis hervor, die methodischen Fragen des Unterrichts neu zu durchdenken. Die Stoffmasse, das zeigt sich mit wachsender Klarheit gerade aus der Fülle der Anregungen dieser Bücher, macht dringend eine Klärung des Wie? der Unterrichtsarbeit zur Notwendigkeit. Es dürfte kein Zufall sein, daß Klagges weit energischer diesen Weg beschreitet als Mnor und Schnee.

1. Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs; vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte. Lief. 1—6. Bln., de Gruyter Je 5. — 2. Derf., Biologische Volkstumsgegeschichte. Lpg., Teubner. —70. — 3. Günter, Das deutsche Mittelalter. 1. Hälfte: Das Reich. Frbg. i. B., Herder. Geb. 10,50. — 4. Haller, Das Papsttum. Bd. 2, 1. Hälfte. Stgt. Geb. 15,50. — 5. Ladner, Theologie und Politik vor dem Investiturstreit. Baden b. Wien, Rohrer. 8. — 6. Michel, Papstwahl und Königsrecht oder das Papstwahl-Konkordat von 1059. Mchn., Hueber. 8,50. — 7. Petar, Wallenstein. Vom Verfasser selbst besorgte Übersetzung aus dem Tschechischen. Bln., Wegner. 19. — 8. Zoepfl, Das Reich als Schicksal und Tat; die deutsche Geschichte dem Volk erzählt. Frbg. i. B., Herder. 6,80. — 9. Koppen, Deutsche gegen Deutschland, Geschichte des Rheinbundes. Hbg., Hanseatische Verlagsanstalt. 6,50. — 10. Poll, Deutsches Schicksal 1914—1918. Bln., Weidmann. 8,50. — 11. Wilh. Diltheys gesammelte Schriften. Bd. XII. Zur preussischen Geschichte. Lpg., Teubner. Geb. 9. — 12. Hofmann, Leopold v. Ranke, Geschichte und Politik. Lpg., Kröner. Geb. 3,75. — 13. Breyfig, Die Meister der entwickelnden Geschichtsforschung. Brsl., Marcus. 10. — 14. Kriegsgeschichtliche Bücherei. Bd. 18. Brun von Merseburg, das Buch vom Sachsenkrieg. Bd. 19. Mahan, Die Seeschlachten von Abutir und Trafalgar. Bd. 20/21: Boyen, Von Großbeeren bis Leipzig. Bd. 22/23. Ranke, Ansicht des Siebenjährigen Krieges. B. 24/25. Wilhelm von Tyrus, Ums heilige Grab. Bln., Junker & Dünnschaupt. Bd. 18 u. 19 je 1,—, Bd. 20/21, 22/23 u. 24/25 je 1,80. — 15. Andreas, Der Bundschuh, die Bauernverschwörungen am Oberrhein. Köln, Schaffstein. —,40. — 16. Stoffe und Gestalten der deutschen Geschichte. Heft 2: Paul, Rasse und Geschichte. Heft 3: Helbok, Biologische Volkstumsgegeschichte. Heft 4: Peterfen, Nation und Geschichte. Heft 5: Schmitthenner, Krieg und Staat in der Weltgeschichte. Heft 8: Ullmann, Deutschland 1890—1918. Heft 2 Berse, Geschichte der Hellenen und Römer. Lpg., Teubner, Je —70. — 17. Schnee, Geschichtsunterricht im völkischen Nationalstaat. Bochum, Kamp. 6,50. — 18. Mnor, Geschichtsunterricht. Dferwieck/Harz, Zickfeldt. 5,20. — 19. Klagges, Geschichtsunterricht als nationalpolitische Erziehung. Hfm., Diesterweg. 8,40.

## Deutsch.

Von

Joachim Müller.

So sehr die Besinnung auf das Wesen des Dichterischen von uns immer wieder als Voraussetzung der literaturwissenschaftlichen Forschung gefordert wird, so sehr muß der Blick immer zugleich auf die geschichtliche Erscheinung gelenkt werden, damit nicht die Gefahr einer unfruchtbaren Theorie entsteht. Wesensforschung und geschichtliche Betrachtung werden Hand in Hand zu gehen haben. In diesem Sinn gibt Burger's Studie über den Ursprung der neueren deutschen Lyrik zugleich Aufschluß über die letzten Möglichkeiten des Lyrischen. Er sieht in der mit dem jungen Goethe beginnenden Lyrik die unmittelbare Seins Erfahrung Gedicht werden, während vorher die Dichtung eine Wahrheit „poetisch“ aussagt. Daß jeder Dichter seine typische Struktur dieser Seins Erfahrung hat, leuchtet ein, doch scheinen mir die Beispiele nicht immer zutreffend, Mörike

ist kaum richtig gesehen (1). — Eine geschichtlichen Sinn und grundsätzliche Erkenntnis vorbildlich verbindende Arbeit ist Kayser's Geschichte der deutschen Ballade. Die verschiedenen Arten der Ballade, wie die Volksballade, die Ideenballade und die Heldenballade, entstehen aus bestimmten geschichtlichen Situationen und bleiben dann als dauernder Gewinn für die dichterischen Ausdrucksmöglichkeiten. So wird die Geschichte der deutschen Ballade, als deren Wesen der Zusammenprall des Menschen mit den Wirklichkeitsmächten erkannt wird, die Entfaltung einer deutschen Gattung und der Ausdruck deutschen Lebensgefühls und nordischen Geistes (2). — Einen nordischen Zug der deutschen Volksballade verfolgt Beyer, nämlich das Frauenideal, das sich von der Feinbürgerlichen und der Schwarzbraunen scharf unterscheidet und heldisch-tragische Grundzüge trägt, die germanisches Erbgut sind (3). — Der wichtigen Frage der Wechselbeziehung von Volkslied und deutschem Kunstlied geht Kommerell in seiner jetzt gesondert erschienenen Studie aus dem Jahrbuch des Hochstifts nach und stellt fest, ein wie großer Teil der deutschen Lyrik das Beste dem Volkslied verdankt. Warum gerade Heine eine gefährliche Krise in dieser Beziehung bedeutet, hätte viel schärfer herausgestellt werden müssen. Es tut not, daß man hier die Dinge bei Namen nennt und entschiedene Grenzen zieht (4). Dem Willen zu solcher Grenzziehung entspringt die kleine Schrift Baumann's, der an der Gegenüberstellung eines jüdischen und eines völkisch-gebundenen Literaturhistorikers zeigen will, daß das Deutsche unserer Dichtungsgeschichte nur vom deutschen Forscher erkannt werden kann. Bartels' deutschbewusste und unbestechliche Haltung hebt sich scharf von der gefährlich geschmeidigen und widerspruchsvollen Art Engels ab (5).

Es besteht kein Zweifel, daß die geschichtliche Grundlage der deutschen Dichtung die germanische Welt ist. Die germanischen Kräfte, die an der Gestaltung des deutschen Hochmittelalters mitgewirkt und die deutsche Form des christlichen Ritters mitgebildet haben, zeigt Raumann in oft allzu bunten kulturkundlich breiten Kapiteln auf (6). Man kann darüber hinaus nicht stark genug betonen, daß das stauffische Epos eine großartige deutsche Leistung ist, die den germanischen Elementen erst neues geschichtliches Leben verlieh. Für Raumann bedeutet das ritterliche Ethos nur die Spannung von Weltforge und hohem Mut. Darum muß ihm die Idee des kaiserlichen Grafsreiches als der höchsten Verwirklichung des menschlichen Miteinanderseins völlig verborgen bleiben. Um so mehr ist man überrascht, ganz unerwartet und unverstanden den Reichsgedanken auftauchen zu sehen, wobei die Priorität der Entdeckung dieser Zusammenhänge in peinlicher Weise verschleiert wird (vgl. Fr. K., Hans Raumann und Wolfram von Eschenbach, N. F. 37, I). — Eine solche Verschleierung muß man leider auch der Schrift Kesperstein's zum Vorwurf machen (7). In der Einleitung sieht der Verfasser zwar das Ethos seiner Dichtung vom „Zusammenleben“ der in ihr gestalteten Menschen bestimmt, aber in merkwürdigem Widerspruch dazu ist die recht gequälte, klügelnde und den Begriff „ethisch“ zu Tode hegende Darstellung durchweg auf die Diskussion „ethischer“ Möglichkeiten ausgerichtet. Wenn dennoch häufig von der Ordnung „menschlichen Zusammenlebens“ gesprochen wird, so sind ganz offensichtlich von Friedrich Knorr zuerst gesehene und für den Parzival entscheidende Grundgedanken einfach übernommen und in einen sie verfälschenden ganz anderen Zusammenhang eingeschoben worden. Darauf muß um so schärfer hingewiesen werden, als Kesperstein in der einleitenden Auseinandersetzung mit den bisherigen Parzivalinterpretationen Knorr's Auffassung als zu politisch und zu „modern“ hinstellt. Wenn gegen eine Deutung mittelalterlicher Dichtung einzuwenden ist, daß fremde Denk-

systeme an sie herangetragen werden, statt daß die lebendige Wirklichkeit dieser Dichtung gesehen wird, so ist das jedenfalls bei Kesperstein der Fall, der trotz aller gegenteiligen Behauptungen von einer normativen Psychologie und einer abstrakten Tugendlehre nicht loskommt. Mit einer theoretisierenden Begriffsspielerei, die fortwährend danach fragt, was im Parzival „ethisch“ möglich oder nicht möglich, richtig oder nicht richtig ist und die Parzival immer anders haben möchte als er sich gerade verhält, wird man den inneren Aufbau und die eigentliche Tiefe von Wolframs Dichtung nie zu erschließen vermögen. Man wird insbesondere das Schuldproblem nicht lösen können, solange man, wie Kesperstein, nicht klarzumachen versteht, was man mit „Schuld“ meint. Man wird dann auch nicht sehen können, wie sehr im Parzival wie in der hochmittelalterlichen Dichtung überhaupt die brennendsten Anliegen des deutschen Menschen und damit unsere eigensten Gestalt geworden sind.

Bei der Bemühung um die hochmittelalterliche Dichtung sind sicher auch noch manche stilistischen und quellenkritischen Fragen zu lösen. Bei den Studien von Lerner über die Komposition des höfischen Romans (8), bei dem sich die Einzelhandlung als einer verbindenden Idee untergeordnet ergibt und als Kompositionsprinzip die Steigerung bis zum Endgipfel erkannt wird, und von Bodensohns, der die Festschilderung als episches Motiv nach ihrer kompositorischen Bedeutung untersucht, hat man freilich nicht den Eindruck, daß hier viel Entscheidendes über den dichterischen Sinn des höfischen Romans ausgesagt ist (9), ebensowenig wie in Mergells Vergleich von Wolframs Willehalm mit den französischen Quellen. Es muß fraglich erscheinen, ob der Nachweis, daß der Willehalm eine „originale“ Dichtung ist und daß er in Form und Gehalt dem französischen Epos polar entgegengesetzt, heute noch mit einem so großen Aufgebot von statistisch-philologischen analytischen Mitteln erbracht zu werden braucht. Auch der Begriff des „gotischen“ Stils, der von Schwietering übernommen wird, führt nicht weiter (10).

Die Fülle der Einzelanalysen ist auch der vorherrschende Eindruck, den Eysarz' Buch über die barocke Lyrik gibt. Sicher ist die Charakterisierungskunst von Eysarz in vielem virtuos zu nennen. Aber sie bleibt allzu oft eine gefährliche Aneinanderreihung von überraschenden Wendungen, die sich zu sehr um ihrer selbst willen aufdrängen, als daß sie ein klares Bild von Gestalt und Werk des Barock vermitteln und damit der wahren Erkenntnis der Dichtung dienen. Man muß sich die Ergebnisse oft mühsam unter dem Feuerwerk der Worte hervorsuchen. Das Wesen der barocken Spannung sieht Eysarz in dem Bestreben, vom Formlosen zur Form zu kommen. Die oft schon dargestellte Tatsache, daß die barocke Spannung ihren letzten Grund im religiösen Weltbild hat, daß das Erlebnis des Dualismus Welt — Gott immer wieder im Mittelpunkt steht, läßt Eysarz das Barock, im Gegensatz zu Hankamer, scharf von der Renaissance abheben und im Luthertum wurzeln (11). — Wie sehr man neben der Lyrik, in der Eysarz das Kernstück des Barocks sieht, auch den barocken Roman als Ausdruck der dichterischen Möglichkeiten seiner Zeit berücksichtigen muß, erweist vor allem die überragende Gestalt von Grimmelshausen. Doch trägt die Untersuchung eines Seitenzweiges seines Schaffens, des „idealistisch“ galanten Romans wenig zur tieferen Kenntnis seines Wesens bei, so daß Dittel nur zu dem negativen Ergebnis kommen kann, daß der galante Stil Grimmelshausens Art widerspricht und er in diesen Romanen nur „echt“ ist, wo er das ihm gemäße reale Leben schildert (12). — Das realistisch Lebendige, das freilich nicht mehr in barocker Religiosität wurzelt, dafür oft ins Derbe und Humoristische gewendet wird, ist auch der wesentliche Zug an der

merkwürdigen Übergangsgestalt Christian Reuters, dessen bewegtes Leben und Schaffen Schneider in einem anschaulichen Vortrag zeichnet (13). — Den Übergang vom Barock zum XVIII. Jahrh. verdeutlicht Rasch, im einzelnen nicht sehr anschaulich, an der Entwicklung der Freundschaftsdichtung. Während im Barock noch die ständische Bindung lebensbestimmend ist, die Freundschaft noch gesellschaftliche Funktion hat, erhält sie im XVII. Jahrh. gerade die Aufgabe, die Spannung von Gesellschaft und Einsamkeit zu lösen. Die neue Entwicklung beginnt mit dem Pietismus, der den gesellschaftslos gewordenen Menschen auf den religiös gleichgestimmten anweist und so die innerweltliche Freundschaft der Empfindsamen mit ausbildet, deren zweite Quelle die rationale Autonomie der Aufklärung ist. Diese empfindsame Freundschaft bringt neue Bindungen im Freundschaftsbund hervor, der seinen dichterischen Höhepunkt in Klopstock findet. Für ihn ist das Freundschaftserlebnis die Mitte des Daseins, die die Vereinzelung in der neuen Seelenwirklichkeit der Freundschaft überwindet und sie schließlich für die völkische Gemeinschaft vorbereitet (14). — Die geistesgeschichtliche Fruchtbarkeit des Pietismus zeigt auch Minder an einer eindringlichen und umfassenden Untersuchung der religiösen Entwicklung der vielseitigen doch dichterisch problematischen Gestalt von Moritz. Vom strengsten Quietismus als der Lehre der radikalen Selbstvernichtung gelangt Moritz zu einem weltordnenden deutschen Pietismus, zu dem sich oft ein verinnerlichter und vertiefter Nationalismus gesellt. Auch die ästhetische Haltung, in die Moritz' Entwicklung einmündet, verleugnet nie die religiöse Herkunft (15). — Diese merkwürdige und für die dichterische Verinnerlichung bedeutsame Bewegung von Empfindsamkeit und Pietismus wird in einer fesselnden Auswahl von Selbstzeugnissen lebendig. Die eifrige Innenschau und die leidenschaftliche Seelenforschung, die bis zur Selbstqualerei geht, spricht aus dem Tagebuch der Fürstin Gallizin ebenso wie aus den Aufzeichnungen Hippels. Auch die Stürmer und Dränger wie Schubart kommen aus dem Pietismus, doch unterscheidet sich ihr Geniebegriff, am stärksten bei Hamann, durch seine Aktivität von der leidenden Empfindsamkeit der Pietisten (16). — Über die rein geistig-religiöse Bewegung hinaus gibt Bruford in gründlicher, kenntnisreicher, die umfangreiche Literatur geschickt verwertender und auch einige neue Quellen erschließender Darstellung einen umfassenden Querschnitt durch die gesellschaftlichen Zustände des XVIII. Jahrh. Wie wichtig besonders die Kenntnis der ständischen Verhältnisse, des höfischen Absolutismus und des traditionsgebundenen Bürgertums für die Beurteilung der revolutionären Dichtung wie „Kabale und Liebe“ etwa ist, wird hier wiederum deutlich. Freilich so erhellend die Einzelheiten besonders der sozialen und urheberrechtlichen Stellung der Schriftsteller sind, für eine neue Gesamtdarstellung der Dichtung ist hier nur Vorarbeit, wenn auch wertvolle, geleistet (17). — Auf eine andere reale Seite der Klassik wendet den Blick Bradish, wie Bruford ein Ausländer. In sehr verdienstvoller Weise wird an Hand von meist erstmals veröffentlichten Dokumenten Goethes Beamtenlaufbahn geschildert. Man erhält einen fesselnden Einblick in die politische Alltagswelt, die Goethe zu einem großen Teil beanspruchte. Der ungeheure Zwiespalt zwischen der Kanzleisprache von Goethes Zeit, die auch Goethe im offiziellen Verkehr gebrauchte, und Goethes persönlicher und dichterischer Sprache geht hier besonders auf. Die den Urkunden vorangehende Darstellung wägt in schöner Gerechtigkeit das Verhältnis des Dichters Goethe zum Beamten Goethe ab und läßt den erstaunlichen Umfang von Goethes Tätigkeit erneut hervortreten (18). — Einer der schwierigsten Fragenkreise in Goethes Dichtung wird immer Faust II bleiben. May möchte ihn „in der

Sprachform“ deuten. Gewiß wird die Unererschöpflichkeit der Sprache, der Reichtum der Formen, der Tiefsinn der Bilder und Zeichen in zahllosen Einzelheiten sichtbar, die allerdings oft bloß aufgezählt und beschrieben werden. Man vermißt gerade eine dieses große Aufgebot an Material rechtfertigende grundsätzlich neue Antwort auf die drängende Frage, was diese Herrlichkeit der sprachlichen Formen dichterisch aussagt, denn daß Faust der Mensch der ewigen Unruhe, des Totalgefühls und des nie zum Ziel gelangenden Strebens ist, braucht man nicht erst aus diesen Einzelheiten nachzuweisen (19). — Eine neuartige Faustbetrachtung von raffischen Gesichtspunkten aus unternimmt in einer Abhandlung der Goethe-Vierteljahrschrift Petsch, der in Fausts rastlosem Vorwärtsdrängen die Grundhaltung des nordischen Menschen sieht, für den der Weg durch die südliche Formenwelt nur ein Umweg zum eigenen Wesen, die Vollendung und Erweckung des germanischen Leistungsgedankens bedeute. Abgesehen von dieser Arbeit hat man von der Goethe-Vierteljahrschrift im ganzen nicht den Eindruck, daß neue Wege einer lebendigen Goetheforschung beschritten werden, so fein Sprangers Studie über die metaphysischen Offenbarungen und Schulz' Arbeit über Goethes Lebensgesetz beim Antritt der Italienreise sind. Eine schmerzliche, von uns heute aufs tiefste zu beklagende Tatsache verdeutlicht Hübner, indem er Goethes Verhältnis zum Mittelalter darstellt, das ihm bei aller Bemühung um geschichtliches Begreifen zuinnerst fremd blieb (20). — Die Vierteljahrschrift will die Tradition der Goethegesellschaft fortführen, auf deren unbestreitbare Verdienste im Lauf einer fünfzigjährigen Geschichte in etwas aufdringlicher Weise Goeth hingewiesen (21).

Man kann sich kaum einen stärkeren Kontrast zu dieser Art Festschrift denken, als das stille Gedenkbuch, das die Erinnerung an ein Forscherethos wachruft, das in selbstloser und mühsamer Arbeit uns einen unserer größten Dichter erst schenkte. Wir erkennen aus der Zusammenstellung der auch heute noch unübertroffenen Hölderlin-Schriften von Hellingrath mit ergriffener Dankbarkeit, wie uns dieser Frühvollendete den Weg zum echten Hölderlin-Verständnis bahnte und uns besonders die Augen für das Deutschtum des „Griechen“ Hölderlin geöffnet wie die Großartigkeit der späten Hymnen zu sehen gelehrt hat (22). — Hölderlin bedeutet das Dichterische, das turmhoch über dem gleichzeitigen spielerisch geistvollen Werk der Frühromantiker steht, wie es sich charakteristisch in den Dramen Tiecks zeigt. Kluckhohn legt einen Neudruck von Ritter Blaubart und Genoveva vor, deren Hauptreiz die Stimmungskontraste sind. Der noch angefügte Marcos von Fr. Schlegel ist ein bloßes literarisches Experiment (23). — Wesentlich schwerer wiegt der von Vietak betreute Band, der die Weltanschauung der Spätromantik an der Liebesauffassung der Bettina, Werners und Baaders und an den metaphysischen Spekulationen Schuberts und Kerners zeigt. Der Zentralgedanke ist das organische Ganze von Natur, Geist und Glauben, deren Identität sich im unendlichen Bewußtwerden des höchsten Geistes offenbart (24). — Im Gegensatz zu dieser geistigen Höhenluft bleibt E. L. A. Hoffmann in den elementaren Kräften verwurzelt und wird, wie Dohner überzeugend darstellt, der Dichter des Unbewußten, das das Bewußtsein des Menschen zur Auseinandersetzung zwingt und ihn in einen dämonischen Kampf zwischen Gut und Böse hineinreißt, der seine Existenz aufs äußerste gefährdet (25).

Es ist auffallend, wie wenig man an die zahllosen ungelösten Fragen der Dichtungsgeschichte des XIX. Jahrh. herangeht. In einer kleinen Schrift von Vorbach wird die organische, auf das Sein und das Seinsganze gerichtete Struktur von Stifiers

Frauen gezeigt, wobei die recht schematische geistesgeschichtliche Einordnung viele Wünsche offen läßt (26). Wieviel auch für die Dichtung der letzten fünfzig Jahre noch zu tun ist, zeigt der unveränderte Neudruck des ersten Bandes von Mumbauers an Stoff und Belegen reicher Gesamtdarstellung, der von einem allzu stark betonten katholischen Standpunkt aus zwar manche gute Charakteristik enthält, aber im ganzen in seiner Wertung eine vollkommen neue Ausrichtung an einem lebendigen Dichtungs begriff, der jeder Art Literaturtentum entgegengesetzt ist, als unbedingt notwendig erscheinen läßt (27). — Auch die Art, wie Taube an der Dichtung einer Einzelpersone eine Einzelfrage erörtert, kann nicht befriedigen. Das Ergebnis ist recht mager: Die Naturdarstellung an Hauptmanns ersten Werken wird immer stärker an die Handlung gebunden, sie bleibt also nicht episch selbständig, bis in Rose Bernd der Höhepunkt der Einheit von Natur und Handlung erreicht ist (28). — Dagegen ist die Arbeit von Kretschmar über Rilke sehr erfreulich. Klar und verständnisvoll wird das Weltbild Rilkes dargestellt, dessen Hauptzüge die Ganzheit des Lebens, die Einheit von Lebens- und Totenreich, das menschliche Mühen um das erfüllte Hiersein sind, das nicht zu erreichen das menschliche Leid ist. Die letzte Weisheit Rilkes ist das Rühmen, das unbedingte Ja-sagen zum immer mehr in Inneres zu verwandelnden Leben (29).

Zuletzt sind noch zwei etwas abseits liegende Bücher zu nennen: Pacini zeigt in einer hübschen Studie den Weg Petrarcas in der deutschen Dichtungsgeschichte, der vom Barock, das zuerst die Form würdigt, über Klopstock, dem Petrarcas Erlebnisfülle aufgeht, Lessing, der ihn als Einheit sieht, und Herder, der die Gesamtgestalt erfasst, zu Schlegel geht, der Petrarca zum Vorbild für die Romantik erhebt (30). — Eine etwas monströse Angelegenheit ist Heides Sammlung von Dichtungen, die Ereignisse der deutschen Geschichte behandeln. Neben vielen bewährten Stücken finden sich Dokumente der neuesten Zeit. Doch hätte die Sichtung manchmal schärfer sein müssen. Ob man freilich mit solchen Bruchstücken aus großen Dramen und Romanen der deutschen Dichtung und dem deutschen Geschichtsbild einen Dienst erweist, erscheint fraglich (31).

1. Burger, H. D., Vom Wesen und Ursprung der neueren deutschen Lyrik. Stgt., Kohlhammer '36. 21 S. (Schriften u. Vorträge d. Württemberg. Gesellsch. d. Wissenschft. H. 2.) Br. 1,20. — 2. Kayser, W., Geschichte der deutschen Ballade. Bln., Junfermann '36. 28 S. 10. — 3. Beyer, P., Das nordische Frauenbild in der deutschen Volksballade, in: Dichtg. u. Volkst. Stgt., Metzler '36. H. 2. Br. 5. — 4. Kommerell, W., Das Volkslied und das deutsche Lied. Ffm., Klostermann '36. 50 S. Br. 1,75. — 5. Baumann, G., Jüdische und völkische Literaturwissenschaft. Mchn., Cher '36. 117 S. Br. 1,20. — 6. Raumann, H., Der staufische Ritter. Jpg., Bibliogr. Inst. '36. 148 S. 2,60. — 7. Kernerstein, G., Parzivals ethischer Weg. Weimar, Böhlau '37. 106 S. (Lit. u. Leben 10.) Br. 3,60. — 8. Lerner, L., Studien zur Komposition des höfischen Romans im XIII. Jahrh. Münster, Aschendorff '36. 54 S. (Forschgn. 3. dtshn. Sprache u. Dichtg. 7.) Br. 2. — 9. Mergell, W., Wolfram von Eschenbach und seine französischen Quellen. I. Willehalm. '36. 190 S. (Forschgn. 3. dtshn. Sprache u. Dichtg. 6.) Br. 6,25. — 10. Bodensohn, H., D. Festbildungen in der mhd. Dichtung, Münster, Aschendorff '36. 104 S. (Forschgn. 3. dtshn. Spr. u. Dichtg. 9.) 3,90. — 11. Eysarz, H., Deutsches Barock in der Lyrik, Jpg. Neclam '36. 136 S. 6. — 12. Ortel, R., Propius und Lympea. Eine Studie zum idealistischen Roman Grimmselshausen. Bln., Ebering '36. 152 S. (German. Studien 177.) Br. 6. — 13. Schneider, F. S., Christian Neuter, Halle, Niemeyer '36. 29 S. (Hall. Universitätsreden 69.) Br. —, 80. — 14. Kasch, W., Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des XVIII. Jahrh. Halle, Niemeyer '36. 266 S. (Dtsh. Vierteljahrschr. Buchreihe 21.) Br. 11. — 15. Minder, R., Die religiöse Entwicklung von Karl Philipp Moriz,

Vln., Junker & Dünnhaupt '36. 280 S. (Neue Forschg. 28.) Br. 11. — 16. Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Deutsche Selbstzeugnisse Bd. 9. Hrsg. v. M. Beyer. Lpg., Reclam '36. (Dtsch. Lit.) 330 S. 9. — 17. Bruford, W. H., Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit. Weim., Böhlau '36. 354 S. (Lit. u. Leben 9.) Br. 8.50. — 18. Bradish, J. A. v., Goethes Beamtenlaufbahn. Neuyork '37. Westermann, 380 S. m. 2 Abb. (Veröfflichgn. d. Verb. dtsh. Schriftsteller u. Literaturfr. in Neuyork 4.) Br. 6.75. — 19. May, K., Faust 2. Teil in der Sprachform gedeutet. Vln., Junker & Dünnhaupt '36. 278 S. (Neue Forschgn. 30.) Br. 12. — 20. Goethe. Vierteljahrschr. d. Goethegesellsch. Weim. Berl. d. Goethegesf. '36. 1.—4. H. — 21. Goetz, W., 50 Jahre Goethegesellschaft. Weim. Berl. d. Goethegesellsch. '36. 102 S. (Schriften d. Goethegesf. 49). — 22. Hellingrath, R. v., Hölderlin=Vermächtnis. Mchn., Druckmann '36. 189 S. 4.50. — 23. Dramen der Frühromantik, hrsg. v. P. Kluckhohn, Lpg. Reclam '36. 224 S. (Dtsch. Lit. Reihe Romantik 8.) 9. — 24. Lebenslehre und Weltanschauung der jüngeren Romantik. Hrsg. v. W. Vietaf, Lpg., Reclam '36. 327 S. (Dtsch. Lit. Reihe Romantik 11.) Br. 7.50. — 25. Dchsner, K., E. L. H. Hoffmann als Dichter des Unbewußten. Frauenfeld=Lpg., Huber '36. 162 S. (Wege z. Dichtg. 23.) Br. Fr. 6. — 26. Vorbach, B., Adalbert Stifter und die Frau, Reichenberg. Süddtsch. Berl. Kraus '36. 205 S. Br. 4. — 27. Numbauer, J., Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit I. Frbg., Herder '36. 623 S. 19 Abb. 10. — 28. Taube, G., Die Rolle der Natur in Gerhart Hauptmanns Gegenwartswerken. Vln., Ebering '36. 126 S. (German. Studien 176.) Br. 4.50. — 29. Kretschmar, E., Die Weisheit Rainer Maria Rilkes, Weim., Böhlau '36, 174 S. Br. 3.80. — 30. Pacini, L., Petrarca in der deutschen Dichtungslehre. Köln, Kommiss. Dtsche Verlagsanst. '36. 78 S. (Ital. Stud. 1.) Br. 3.60. — 31. Heider, W., Die Geschichte von Dichtern gesehen. Vln., Hobbings '35. 518 S. 16 Taf. 9.60.

## Der Osten.

Von

Heinrich Jilek.

In unserem vorjährigen Bericht war die Meinung vertreten worden, das deutsche Ostschrifttum habe im wesentlichen berichtenden Charakter und sehe seine Aufgabe darin, erst einmal Material für die deutsche Ostforschung zu schaffen. Ein Blick auf die im folgenden besprochenen Werke wird zeigen, daß diese Auffassung auch heute noch zu Recht besteht. Dabei soll jedoch nicht verkannt werden, daß sich immerhin einige Arbeiten finden, die in durchaus selbständiger Weise zu den Problemen der östlichen Welt Stellung nehmen.

Geschichte. Das Werk Breitners (1) über Peter den Großen stellt keine Bereicherung unserer biographischen Literatur dar. Der Verfasser bedient sich der psychologischen Methode, die ihn verleitet, modernes Fühlen und Denken auf eine weit zurückliegende Zeit und eine ganz anders geartete Kultur zu übertragen. Mit Vorliebe werden die sonderbaren und pathologischen Züge im Wesen Peters herausgehoben, mit dem Erfolge, daß sich der Leser schließlich fragt, weshalb dieser Psychopath eigentlich der „Große“ heißt. Die Zeichnung der Umwelt ist vielfach flüchtig, bisweilen unrichtig und zeugt nicht von einer tiefen Beherrschung des Stoffes. Viel aufschlußreicher ist die sachliche Darstellung der Kirchenreform Peters des Großen von Stuppe (2). Teils um der Unordnung in der russisch-orthodoxen Kirche zu steuern, teils um dem Nebeneinander von Kirche und Staat ein Ende zu machen, ersetzte Peter das Patriarchat durch eine staatliche Verwaltungsbehörde, den heiligen Synod, der dem Zaren unterstand. Das war der wichtigste Schritt auf dem Wege zu einer Entwicklung,

die schließlich zur völligen Unterordnung der Kirche unter den Staat führte, die Kirche in allem den Wünschen des Zaren gefügig machte, sie aber auch bei dem Volk als Werkzeug der Reaktion so verhaßt werden ließ. In das Rußland Peters des Großen und seiner unmittelbaren Nachfolger führt uns auch H. v. Wedels „Esländische Ritterschaft“ (3). Der Verfasser beschränkt sich auf den Zeitraum von 1710—1783, also auf die Zeit zwischen der Kapitulation der estnischen Stände vor dem russischen Zaren und der Einführung der Statthalterverfassung durch Katharina II. Es ist die erste Periode unter russischer Herrschaft und zugleich diejenige, in der die Selbstverwaltung des Landes am vollkommensten erhalten geblieben war. Der eigentliche Träger der Selbstverwaltung aber war eben die Ritterschaft, deren Wesen, Rechte, Aufgaben und Pflichten und nicht zuletzt ihre Leistungen für das Wohl des Landes H. v. Wedel klarstellen will. — Zahlreicher sind die Arbeiten über die jüngstvergangene Periode der russischen Geschichte. Sokoloff, der von Koltshak eingesetzte Untersuchungsrichter, der den Mord an der Zarenfamilie aufzuklären hatte, schildert auf Grund seiner Nachforschungen die Ereignisse von der Abdankung Nikolaus II. bis zu dem tragischen Ende in Zekaterinburg (4). Sokoloffs Bericht war bereits bekannt, das Buch bringt also nichts Neues und deckt sich inhaltlich mit dem früher erschienenen Werk „Der Todesweg des Zaren“. Man muß deshalb fragen, ob es wirklich nötig war, die an sich wertvollen Mitteilungen des Untersuchungsrichters nochmals zu veröffentlichen. Erinnerungen an die erste Zeit des Bolschewismus enthält das Buch „Moskau-Compiègne-Versailles“ (5), der Bericht eines deutschen Nachrichtenoffiziers, welcher der Gesandtschaft des Grafen Mirbach, der ersten Gesandtschaft, die die deutsche Regierung nach Beendigung des Krieges nach Rußland schickte, angehörte und später den deutschen Unterhändlern in den Wald von Compiègne und nach Versailles folgte. Der Autor vermag dem, was wir über diese Ereignisse schon wissen, nichts Neues hinzuzufügen, der Wert seiner Erinnerungen liegt eher in der Schilderung der Umwelt. Ein Bild von den gegenwärtigen Zuständen in Sowjetrußland will das Buch von Krainz (6) geben. Vieles ist richtig gesehen: Der Anteil der Juden an der Sowjetmacht, die sog. Stachanow-Bewegung, usw. Die Darstellung leidet aber durch Weitschweifigkeit und feuilletonhaften Stil. Hingewiesen sei noch auf die kleine Schrift von Joachim Müller (7), die von mühseligen, unter großen Gefahren durchgeführten Missionsversuchen evangelischer Christen in Sowjetrußland berichtet, denen natürlich nur sehr beschränkte Erfolge beschieden sein konnten. Das umfangreiche Werk von R. Michael, Die Agrarpolitik der Sowjetunion und deren Ergebnisse, das an dieser Stelle besprochen werden müßte, liegt uns leider nicht vor.

S. Mew s veröffentlicht zum erstenmal in deutscher Sprache einen Auszug aus dem Bericht des Gesandten der Königin Elisabeth von England, Sir George Carew, über den polnischen Staat zu Ende des 16. Jahrhunderts (8). Es ist der Bericht eines scharfsinnigen, zugleich aber auch sachlichen und unparteiischen Beobachters, der uns heute noch durch seine Darstellung der inneren Verhältnisse im damaligen Polen zu fesseln weiß. Erwartungsvoll greift man zu dem Buch von Mölling (9), das den deutschen Leser in knapper Form mit Polen, seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit vertraut machen will. Wie es bei den deutschen Polenbüchern schon nachgerade die Regel ist, wird der Leser auch diesmal enttäuscht. Das Buch ist oberflächlich, geht an den deutschen Kulturleistungen in Polen vorüber und übergeht auch das heutige Leben der deutschen Minderheit im allgemeinen mit Schweigen. Aus der beigegebenen Karte erfährt man, daß der im deutschen Schlesien fließende Fluß Odra heißt. Besonderes

Interesse hat man in den letzten Jahren in Deutschland allen Fragen der Wirtschaft, der Handels- und Finanzpolitik unseres östlichen Nachbarn entgegengebracht. So ist auch eine Arbeit wie die von Grünfeld über die Auslandsverschuldung Polens (10) nicht überflüssig. Der Verfasser bemüht sich, einen klaren Überblick über Entwicklung und gegenwärtigen Stand der polnischen Auslandsverschuldung zu geben, allerdings ist das Material, das der Arbeit zugrunde liegt, heute schon in mancher Hinsicht veraltet. Mit dem vierten Band, der die Armeebefehle und Reden enthält, liegt die schöne deutsche Ausgabe der Schriften Piłsudskis (11) vollständig vor. Noch einmal zieht die ganze für den polnischen Staat so schicksalhafte Zeit von 1914—1930 an unserem Auge vorüber: der Weltkrieg, der polnisch-russische Entschheidungskampf, die Jahre, als Piłsudski an der Spitze des Staates stand, die Jahre seiner Zurückgezogenheit und schließlich die abermalige Staatsführung durch den Marschall.

Besondere Beachtung verdient das Buch „Deutsche und Tschechen“ von Bittner (12). Im Zuge der deutschen Kolonisation ist es an der Ost- und Südostgrenze zur Bildung eigenständiger Kulturen gekommen, die dem Zusammenwirken deutschen Kulturgutes und der nationalen Kräfte der eingewanderten Völker ihre Entstehung verdanken. Bittner sucht dieses Zusammenwirken im Sudetenraum, der es vielleicht am klarsten sehen läßt, zu erweisen. Im Gegensatz zu Palacký, der im Kampf mit dem germanischen Element den wesentlichsten Zug der Geschichte des tschechischen Volkes sehen wollte, findet Bittner ein Miteinander und Ineinander der beiden Kulturen, wobei freilich die deutsche meist die gebende war. Der vorliegende erste Band beginnt mit den ältesten Zeiten böhmischer Geschichte, ein breiter Raum ist den Hussitenkriegen und der Einordnung der hussitischen Bewegung in die gesamte geistige und religiöse Lage der Zeit gewidmet. Dank seiner Betrachtungsweise, welche die Geschichte und natürlich auch die Schrifttumsgeschichte eines festumgrenzten Raumes als Ergebnis des Zusammenwirkens zweier Volkstümer erscheinen läßt, gelingt es dem Verfasser, in die vielumstrittenen deutsch-tschechischen Beziehungen Licht zu bringen.

Ganz anders ist die Arbeitsweise J. Janeffs (13), der das eigentliche und wahre Wesen, den Mythos des Balkans, darzustellen versucht. Nach Jahrhunderten der Überfremdung durch Christentum, romanischen Nationalismus und panrussischen Utopismus findet der Balkanmensch, nicht ohne Hilfe des Germanentums, zu seinen eigenen völkischen Werten zurück. Der Typ des Balkanmenschen ist freilich schon schärfer herausgearbeitet worden als es Janeff vermag. Man kann ihn auch schwer dem Slawen gegenüberstellen, wenn Bulgaren, Serben und Montenegriner selbst Slawen sind. Der Balkan ist etwas sehr Uneinheitliches und schwer Faßbares, und man muß sich hüten, ihn auf eine gar zu einfache, abstrakte Formel bringen zu wollen. Wirklich anzuerkennen ist aber der Glaube an Deutschland und die deutsche Sendung, der aus dem Buche spricht.

Literatur und Volksdichtung. Dostojewskij, um den es in den letzten Jahren still geworden war, tritt wieder in unseren Gesichtskreis. Über den Begriff des vagen Allmenschentums, in dem namentlich die deutsche Kritik den Kernpunkt seiner Lehre sehen wollte, ist man freilich endgültig hinaus. Dafür sucht man in seinem Werk Antworten auf Fragen der Philosophie, Religion, der menschlichen Gemeinschaft. Daß Dostojewskij in dieser Hinsicht noch längst nicht ausgeschöpft ist, beweist das zum Nachdenken anregende Buch von Steinberg (14), der Dostojewskijs philosophische

Grundhaltung als „konkreten Idealismus“ erklärt und den russischen Dichter in die Nähe Platons rückt. Wir erinnern uns, daß ihn einmal Natorp mit der Kantischen Philosophie in Verbindung gebracht hat. Auf der Grundlage dieser Ideenlehre aber entwickelt sich dann erst das eigentliche Problem Dostojewskijs, das Problem der Freiheit, der bewußten Wahl „zwischen der Bejahung und der Verneinung, zwischen der Annahme und der Verwerfung des Lebens“. Einer anderen Grundfrage der Dostojewskijschen Gedankenwelt, dem Verhältnis von Verbrechen und Strafe, ist eine Abhandlung G. Ledigs (15) gewidmet. Die Ausführungen des Verfassers sind scharfsinnig, wenn sie auch nicht gerade neue Wege gehen. Die Begriffe Verbrechen, Schuld, Strafe sind bei Dostojewskij religiös unterbaut. Gerade der tiefste Fall des Menschen, das Verbrechen, bedingt das Aufkeimen des Religiösen. „Dostojewskijs Einfluß auf den englischen Roman“ ist das Thema einer Arbeit von Neuschäffer (16). Der Wert solcher Einflußforschungen ist etwas zweifelhaft, zumal wenn sie sich auf einen so engen Begriff des literarischen Einflusses zurückziehen, wie es für die vorliegende Arbeit zutrifft. Auch ist Neuschäffer wohl doch nicht tief genug in das Wesen Dostojewskijs eingedrungen.

Große Bedeutung kommt guten Übersetzungen und Anthologien zu, die dem Deutschen, der in den seltensten Fällen imstande sein wird, östliche Dichtung in der Ursprache zu lesen, erst die Möglichkeit geben, östliches Denken und Fühlen kennen zu lernen. In diesem Sinne ist die von dem Literaturhistoriker Sp. Wukadinović besorgte Auswahl aus dem Werk des Humanisten Jan Kochanowski (17) durchaus zu begrüßen. Es ist ihm auch gelungen, die Verse Kochanowskis, dessen Ruhm heute vornehmlich auf zwei Werken, der „Abfertigung der griechischen Gesandten“ und den „Trenn“, innigen Klageliedern über den Tod seines Kindes — hierin ein Gegenstück zu dem Streitgespräch „Der Ackermann und der Tod“ — beruht, in gutes Deutsch zu übertragen. Eine Anthologie, wie sie nicht sein soll, ist die tschechoslowakische Anthologie von Szegeda (18). Die Übersetzung ist bisweilen recht schlecht, die Auswahl mangelhaft, das Ganze farblos. Alles, was an die deutsch-tschechische Frage rührt, die zu allen Zeiten im tschechischen Schrifttum lebhaft erörtert wurde, wird mit Schweigen übergangen. Eine von Dragnewa und Gese mann zusammengestellte Sammlung kleiner bulgarischer Erzählungen (19) will dem deutschen Leser einen Begriff von der modernen bulgarischen Prosa geben. Die Auswahl ist allerdings etwas ungleich, neben schönen kleinen Novellen stehen auch recht mittelmäßige. Es wäre wohl besser gewesen, nur einige wenige, aber künstlerisch hochstehende Stücke zu bringen. Nützlich ist die deutsche Übersetzung des finnischen Nationalepos Kalewala (20). Die Prosawiedergabe A. Luthers ist sehr geeignet, dieses Werk aus einer fremden Welt deutschem Empfinden nahezubringen, ohne daß es durch diese Übertragung seine ursprünglichen Schönheiten einbüßt.

Damit sind wir aber schon bei der Volksdichtung angelangt. — E. Mahler (21) legt ein umfangreiches Werk über die russische Totenklage vor. Der Brauch der Totenklage ist auch heute noch in manchen Gegenden Rußlands lebendig. Besonders ergiebig hat sich auch hier, wie für die Bylinendichtung, mit der sie übrigens manches gemein hat, der russische Norden erwiesen. Die Verfasserin untersucht Ritual, Sprache, Stil, Rhythmik, Melodik und Motive der Totenklage und liefert einen wertvollen Beitrag zur Erforschung dieses Brauches überhaupt. Eine der letzten Arbeiten von L. R. Götz war eine Untersuchung der serbokroatischen Volkslieder, die den Inhalt der Lieder, die Motive und Gedankengänge im Zusammenhang darstellen und auf

diese Weise Einblick in das Volksleben der Südslawen überhaupt gewinnen wollte. Von dieser Arbeit ist nun aus dem Nachlaß des Gelehrten der erste Teil, der das Thema Liebe, Liebesgefühl, Liebesverhältnis behandelt, herausgegeben worden (22). Das Werk ist sorgfältig gearbeitet und wird mit den zahlreichen Liedproben, die sämtlich in guter deutscher Übersetzung gegeben werden, auch dem Fernstehenden ein klares Bild von der serbischen Volksdichtung, aber auch von dem südslawischen Kulturleben selbst bieten können. — In diesem Zusammenhang sei noch das Lehrbuch der serbokroatischen Sprache für Deutsche von J. Bogičević (23) genannt.

1. Breitner, E., Peter, der große Zar. Bln., Höger '36. 353 S. 6,80. — 2. Stupperich, R., Staatsgedanke und Religionspolitik Peters des Großen. Königsberg, Ost-Europa-Verl. '36. (Osteuropäische Forschungen, N. F., Bd. 22.) 110 S. 5,80. — 3. Wedel, H. von, Die Estländische Mitterschaft vornehmlich zwischen 1710 und 1783. Königsberg, Ost-Europa-Verl. '35. (Osteuropäische Forschungen, N. F. Bd. 18.) 181 S. 10. — 4. Sokoloff, M., So begann der Bolschewismus. Bln., Deutsche Verlagsgef. '36. 191 S. Kart. 2, geb. 3,20. — 5. Ettighoffer, P. E., Moskau/Compiègne/Versailles. Gütersloh, Bertelsmann '36. 286 S. 4,40. — 6. Krainz, D., Wir schreien und man hört uns nicht. Görlitz, Vokämper '36. 260 S. Br. 3,40, Ganzlw. 4. — 7. Müller, J., Evangelische Mission in Sowjetrußland. Wernigerode '36. 23 S. —, 30. — 8. Mews, S., Ein englischer Gesandtschaftsbericht über den polnischen Staat zu Ende des XVI. Jahrh. Lpg., S. Hirzel '36 (Deutschland u. d. Osten. Bd. 3). 88 S. 3,50. — 9. Rösting, W., Polen. Bln., Kurt Wolff Verl. '36. 167 S. 4,80. — 10. Grünfeld, W., Die Auslandsverschuldung Polens. Kattowitz, „Wita“ '36. 121 S. 2,50. — 11. Pilsudski, J., Erinnerungen und Dokumente. Bd. 4. Essen, Essener Verlagsanst. '36. 368 S. 8,50. — 12. Bittner, R., Deutsche und Tschechen. Bd. 1. Brunn, Mohrer '36. 239 S. Brosch. 6,50, geb. 7,50. — 13. Janesch, J., Der Mythos auf dem Balkan. Bln., Verl. f. Kulturpolitik '36. 146 S. 3,50. — 14. Steinberg, A. S., Die Idee der Freiheit. Ein Dostojewskij-Buch. Luzern, '36. 159 S. 4. — 15. Ledig, G., Philosophie der Strafe bei Dante und Dostojewskij. Weimar, Böhlau '36. 81 S. 3. — 16. Neuschäffer, W., Dostojewskij's Einfluß auf den englischen Roman. Hdbg., Winter '35 (Anglistische Forschungen 81). 110 S. 5,60. — 17. Kochanowski, J., Eine Auslese aus seinem Werk. Brsl., Korn '36. 136 S. 2,50. — 18. Szegeda, W., Tschechoslowatische Anthologie. Brunn, Selbstv. '36. 208 S. — 19. Dragneva u. Geseemann, G., Neue bulgarische Erzähler. Mohn., Langen-Müller '36. (Bücherei Südosteuropa). 174 S. — 20. Kalewala, Das Heldenlied des finnischen Volkes. Erzählt von A. Luther. Lpg., Esche-Verl. '36. 216 S., 3,60. — 21. Mahler, E., Die russische Totenklage. Lpg., Harassowits in Komm. '36. (Veröffentlichungen d. Slaw. Instituts a. d. Friedrich-Wilhelms-Univ. Berlin. 15.) 698 S. 20. — 22. Goek, L. R., Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben. Bd. I. Hdbg., Winter '36. (Slavica 12.) 226 S. Geh. 7,50, geb. 9. — 23. Bogičević, J., Lehrbuch der serbokroatischen Sprache. Belgrad, Kon '36. 206 S.

*Zum Aufsatz: Neuordnung des höheren Schulwesens  
und Altertumswissenschaft. Von Hans Oppermann*

# Altsprachliche Bildung im Neuaufbau der deutschen Schule

Geh. *R.M.* 1.20

Mitglieder des „Deutschen Gymnasialvereins“ erhalten die Schrift zu dem Vorzugspreis von *R.M.* —.95

Das Heft enthält u. a. Beiträge des bekannten Rasseforschers Prof. Dr. H. S. K. Günther  
und des kürzlich verstorbenen Generalobersten von Seeckt

## Inhaltsverzeichnis:

Humanitas / Ein Wort der Wissenschaft zur Lage / Völkische  
Bildungsaufgabe und altsprachliche Schulbildung / Die alten  
Sprachen und der deutsche Unterricht / Humanistische Bildung /  
Höhere Schule und Berufswahl

*Zur Neuausrichtung des Sprachunterrichts*

## Lateinischer Sprachunterricht

Sieben Beiträge zur Methodenfrage

Geh. *R.M.* 2.80

*(Erschienen in „Neue Wege zur Antike. I. Reihe: Darstellungen“ als Heft 12)*

Bewährte Praktiker erörtern von der Zielforderung des  
Lateinunterrichts aus die methodischen Möglichkeiten des  
Grammatikunterrichts in Formen- und Satzlehre, Wort-  
und Übersetzungskunde. Dabei handelt es sich nicht um  
eine „Methodik um jeden Preis“, sondern um eine ver-  
antwortungsbewusste Überprüfung von Mitteln und Wegen,  
die den Erfolg verbürgen, die unentbehrlichen erzieherischen  
Werte des Lateinunterrichts sich auswirken zu lassen.

**Verlag von S. G. Teubner in Leipzig und Berlin**

*Durch alle Buchhandlungen zu beziehen*

---

*Ein Problem*  
*von größter Bedeutung in kurzgefaßter Darstellung*

# Die Judenfrage in der deutschen Geschichte

Von Dr. Wilhelm Grau

Leiter der Forschungsabteilung Judenfrage  
des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, München

Mit 8 Tafeln. Kartoniert *R.M.* 1.20

Die Schrift, aus einer Aufsatzreihe in der Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart“ erwachsen, gibt die geschichtliche Begründung für den Kampf des nationalsozialistischen Deutschlands gegen das Weltjudentum.

Inhaltsverzeichnis:

- Der mittelalterliche Lösungsversuch
- Die Juden im mittelalterlichen Wirtschaftsraum
- Von der Reformation bis in das Zeitalter der Französischen Revolution
- Die Entscheidung zur Emanzipation
- Die Emanzipation auf ihrem Höhepunkt und ihr Ende

Die nationalsozialistische Revolution brachte die klare und eindeutige Trennung des Juden vom Deutschen. Wie kein anderes Ereignis hat diese Ausmerzung eines rassistisch fremden Volkstums zu einer maßlosen Heize des Auslands gegen das Dritte Reich geführt. Um so mehr ist es Pflicht jedes verantwortungsbewußten Deutschen, von der historischen Entwicklung des Judentums in der deutschen Geschichte eine klare Vorstellung zu haben. Die vorliegende Schrift erfüllt diese Aufgabe in vorbildlicher Weise. Schon die Persönlichkeit des Verfassers — Leiter der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands — verbürgt eine einwandfreie, wissenschaftlich gründliche Darstellung. Durch klare Herausstellung der geschichtlichen Grundlinien verleiht er seiner Schrift besondere Anschaulichkeit. Hierzu tragen auch die auf 8 Tafeln beigelegten Abbildungen von Urkunden aus der Geschichte des Judentums in Deutschland hervorragend bei. Die Wiedergabe des Originals der Nürnberger Gesetze wird dem Leser besonders willkommen sein.

**Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin**

*Durch alle Buchhandlungen zu beziehen*

---

Verantwortlich für den Textteil: Univ.-Bibliothekar Dr. Friedrich Knorr, Leipzig, für den Anzeigenteil: i. B. Franz Penser, Berlin, D.M. 1025. I. Bl. 1937. Pl. 3.  
Printed in Germany. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Ausgegeben am 22. Mai 1937



# Otto Muck

## Schöpfung des Menschen

123 Seiten. Kl. 8°. Mit 13 Abbildungen. Kart. *R.M.* 2.—

Erster Teil: Der ewige Mensch. Zweiter Teil: Der Mond.

Dritter Teil: Zeugnis der Sage.

Anhang: Der Mondeinfang. (Kosmologische und astronomische Darstellung.)

In dieser Untersuchung wird das Problem der Menschwerdung durch eine Synthese neuester biologischer, anthropologischer und paläontologischer Forschungsergebnisse, astronomisch-kosmologischer Erkenntnisse und Berechnungen und einer sprachwissenschaftlich wohlunterbauten Deutung ältester Mythen und Sagen in einer vielfach neuartigen Ganzheitschau gesehen und aufgezeigt, die allen wissenschaftlichen Forderungen an einen ernstzunehmenden Lösungsversuch zu entsprechen sich bemüht. Eine Abhandlung, die innerhalb der darin angechnittenen Wissenschaftsgebiete Stoff zu angeregter Aussprache in Fülle bietet.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Herold-Verlag Dr. Franz Wezel & Co., Solln vor München

*Soeben erschien:*

## Die leiblich-seelische Geschlechtsentwicklung des Kindes und Jugendlichen

und ihre Stellung in Familie, Schule und Gericht

Von Nikolaus Jennebach. Kart. *R.M.* 3.60, geb. *R.M.* 4.80

Die Frage der leiblich-seelischen Geschlechtsentwicklung und ihre pflegliche Behandlung ist mit die schwierigste und verantwortungreichste Frage der Erziehung und Charakterbildung überhaupt und berührt in den Fragen der Volksgesundheit und der Geschlechtskrankheiten, der Bevölkerungspolitik, der Erbgesundheitspflege, der nordischen Rasse mit ihrer naturbedingten Spätreise, sowie einer psychologisch begründeten Rechtsauffassung auf sexuellem Gebiete in stärkstem Maße auch und gerade den nationalsozialistischen Staat. Vorliegendes Buch soll mit einem Dienst am Erziehungswert des deutschen Volkes bedeuten.

Das Buch wird gefördert von Professor Dr. Spiethoff, dem Leiter der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und weiter ist der Verfasser in sexual-pädagogischer Hinsicht von Oberstudien-direktor Dr. Hunger-Zittau, in rassistischer von dem bekannten Rasseforscher Professor Dr. F. S. K. Günther, in juristischer von Geheimrat Dr. von Galfert, Mitglied der Akademie für deutsches Recht, beraten worden.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

### Besucht die 7 Heilbäder der Nordsee

BORKUM

JUIST

NORDERNEY

BALTRUM

LANGEOOG

SPIEKEROOG

WANGEROOG

„REISEWINKE“ DURCH DEN LANDESFREMDENVERKEHRSVERBAND OSTFRIESLAND, EMDEN

# *Das Leben ein Vorgang - kein Zustand*

Aufgaben, Fragen, Lösungen der modernen Biologie behandelt

**Dr. Ludwig von Bertalanffy**

Privatdozent an der Universität Wien

in:

# **Das Gefüge des Lebens**

203 Seiten. Mit 67 Abbildungen. Gebunden *R.M.* 6.80

Jedermann, der dem Problem „Leben“ suchend entgegentritt, wird diese Neuerscheinung lebhaft interessieren. Der durch seine Veröffentlichungen zur ganzheitlichen Biologie in weiten Kreisen bekannte Wiener Gelehrte hat sich die Aufgabe gestellt, die vielfältigen Äußerungen des Lebens umfassend darzustellen. Einleitend deckt er die geschichtlichen Grundlagen der biologischen Theorien auf und weist dann bei der Untersuchung der wichtigsten Lebensvorgänge die Eigengesetzlichkeiten des Lebendigen nach. Viele Bilder und eine anschauliche Darstellung ermöglichen auch dem Nichtbiologen überall zu folgen.

## **Eines der ersten Urteile:**

„L. v. Bertalanffy gehört heute unbestritten zu den führenden Theoretikern der Biologie; er besitzt wie sonst nur wenige einen Überblick über das biologische Gesamtgebiet. In vorliegendem Buche schildert er unter Hervorhebung des jeweils Wesentlichen den heutigen Stand der Biologie knapp, klar und allgemeinverständlich; jeder, dem darum zu tun ist, sein Weltbild unter sachkundiger Führung auszubauen, wird das Buch mit Gewinn lesen. Man kann Verfasser und Verleger zu dieser Neuerscheinung nur beglückwünschen.“

(Prof. Dr. F. Alverdes, Univ. Marburg. 19. 3. 37.)

**Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin**

*Durch alle Buchhandlungen zu beziehen*